

INHALTSVERZEICHNIS

Einleitung	5
1. Methode	9
1.1 ExpertInneninterviews	10
1.2 Literatur- und Materialrecherche	13
1.3 Analyse der Internet-Ressourcen	14
2. „Bauen in Entwicklungsländern“	17
2.1 Build together, learn together	17
2.2 Entwicklung und Architektur	19
2.3 Globalisierung und Architektur	22
2.4 SARCH: eine Projektidee zwischen Architektur, Anthropologie und Entwicklungsarbeit	24
2.4.1 SARCH – Architektur – Anthropologie	24
2.4.2 Kultur als Verbindungsglied zwischen Architektur und Anthropologie	25
2.4.3 Architektur und Anthropologie in der Entwicklungsarbeit	28
3. Die SARCH-Projekte	35
3.1 „SARCH“: Ein Name mit komplexem Hintergrund	35
3.2 Der Verein „SARCH“	37
3.2.1 Ideen und Ziele von SARCH	37
3.3 Entstehung der SARCH-Projekte und ideologischer Hintergrund von SARCH	38
3.4 Südafrikanische Partner von SARCH.	41
3.5 Ablauf der SARCH-Projekte	43
3.6 Die realisierten SARCH-Projekte	45
3.7 Die SARCH-Projekte in der öffentlichen Wahrnehmung und die mediale Relevanz von „Social and Sustainable Architecture“	50

4. Stadtentwicklung von Johannesburg, die Townships und die politische und ökonomische Entwicklung in Südafrika	53
4.1 Südafrika (Republik Südafrika: RSA)	53
4.2 Johannesburg	56
4.3 Townships	59
4.4 Orange Farm	62
5. Kritische Analyse der SARCH-Projekte	65
5.1 Aktivitäten in Österreich	65
5.1.1 Motivation der AkteurInnen	65
5.1.2 Rolle der SARCH-Projekte in der Architekturausbildung	67
5.1.3 Vorbereitung der AkteurInnen auf die „fremde Kultur“ und Information über „Ziele und Visionen“ von SARCH	68
5.1.4 Ablauf der Entwurfs- und Planungsphase	71
5.1.5 Sponsorgelder	72
5.2 Aktivitäten in Südafrika	73
5.2.1 Gestalten des „Bottom-up-approach“	73
5.2.2 Information der Township-Gemeinden über die Projekte	76
5.2.3 Lokale Mitarbeiter, lokale Kompetenzen, „build together, learn together“	77
5.2.4 Integration der ProjektteilnehmerInnen in die Township-Gemeinden	80
5.2.5 Geber-Nehmer-Hierarchie	82
5.2.6 Tradition versus Moderne	84
5.2.7 Baumaterialien	88
5.2.8 Zum Begriff „Partizipation“	93
5.2.9 Akzeptanz der Projekte	98
5.2.10 Nachbetreuung der Projekte	100
5.2.11 „Hilfe zur Selbsthilfe“	102

5.3	Wichtige Kernthemen	104
5.3.1	Bildungsprojekte versus Projekte der Entwicklungszusammenarbeit	104
5.3.2	SARCH als „soziale und nachhaltige Architektur“?	106
5.3.3	SARCH: ein interdisziplinäres Projekt?	108
5.3.4	„Stimmen der Betroffenen“ – der ethnologische Beitrag	110
5.3.5	„Schönheit“ im Kontext der Entwicklungszusammenarbeit: leistbare Ästhetik?	112
5.3.6	Evaluierung der Projekte	113
5.3.7	Erfahrungsaustausch der ProjektteilnehmerInnen	114
5.3.8	Persönliche Konsequenzen für ProjektteilnehmerInnen	115
5.4	Kritische Stellungnahmen „Externer“	116
5.4.1	„Zehn Jahre Masibambane College: Erfahrungen“ von Sonia Niznik	116
5.4.2	„10 Jahre Masibambane College: Andere Erfahrungen“ von Aloisia Wörgetter	118
6.	Conclusio und Beantwortung der Forschungsfragen:	121
6.1	Beantwortung der Forschungsfragen	121
6.2	Erkenntnisse und zentrale Ergebnisse	123
6.3	Beitrag der Kultur- und Sozialanthropologie zum gesellschaftlich relevanten Thema – der „ethnologische Blick“ auf die SARCH-Projekte	128
7.	Quellen	131
Anhang		
	Lebenslauf	
	Abstract	

Einleitung

In dieser Arbeit, die den Titel trägt:

*„Bauen für eine bessere Welt“. SARCH (Social and Sustainable Architecture)-
Projekte: Studierende aus Europa planen und bauen in den Townships
Johannesburgs. Eine ethnologische Betrachtung.“*

setze ich mich mit einem Thema auseinander, das meine Interessen in vielfacher Weise berührt. Mit den SARCH-Projekten werden zwei wichtige Bereiche meiner Lebensinteressen angesprochen: die Architektur, die mich aus persönlichen und familiären Gründen mein Leben lang begleitet hat, und die Kultur- und Sozialanthropologie, die im Laufe meines Studiums immer mehr zum Mittelpunkt meines Erkenntnisstrebens geworden ist. Indem ich den Fokus meiner Untersuchungen auf die SARCH-Projekte lege und damit einen „ethnologischen Blick“ auf Architekturprojekte in „Entwicklungsländern“¹ werfe, möchte ich die Kohärenz der Disziplinen Architektur und Kultur- und Sozialanthropologie untermauern. (vgl. Kapitel 2.2: Entwicklung und Architektur)

Der Ausgangspunkt meiner Forschung war eine Ausstellung im Architekturzentrum Wien im November 2006, bei der die SARCH-Projekte präsentiert wurden, begleitet von einem dreitägigen Architekturkongress. Ausstellung und Kongress ermöglichten es mir, mich mit der Thematik „Architekturprojekte in Entwicklungsländern“ vertraut zu machen und den Konnex zu relevanten Themen der Kultur- und Sozialanthropologie herzustellen. (vgl. Kapitel 2.4: SARCH: eine Projektidee zwischen Architektur, Anthropologie und Entwicklungsarbeit)

Um die Bedeutung der SARCH-Projekte in Bezug auf ihre bildungspolitische aber auch ihre entwicklungspolitische Relevanz einschätzen zu können, erschien es mir wichtig, diese einer Betrachtung auf zwei Ebenen zu unterziehen: auf der Ebene der Projekte selbst und auf der Ebene der AkteurInnen, die in die Projekte involviert waren. Daraus ergaben sich drei grundlegende Forschungsfragen:

- Wie lassen sich die SARCH-Projekte aus ethnologischer Sicht einordnen?
- Welche Position nehmen die SARCH-Projekte im entwicklungspolitischen Kontext ein?

¹ Auf den Begriff „Entwicklungsländer“, so, wie er in dieser Arbeit verwendet wird, wird in Kapitel 2.2: Entwicklung und Architektur, näher eingegangen.

- Was bedeuten die SARCH-Projekte für die europäischen AkteurInnen (ProjektteilnehmerInnen)?

Als wissenschaftliche Methode zur Beantwortung der von mir gestellten Forschungsfragen entschied ich mich für einen qualitativen Zugang in Form von ExpertInneninterviews. (vgl. Kapitel 1: Methode) Durch eine entsprechende Wahl der InterviewpartnerInnen, durch angepasste Interview-Leitfäden und eine Analyse der Interviews nach Meuser/Nagel (2005), bei der die Verschiedenheit der Aussagen in gemeinsame Themen-Kategorien kanalisiert wird, war es möglich, Antworten auf meine Forschungsfragen zu finden.

Bei meiner Arbeit war es mir immer wichtig, die von mir selbst gesteckten Ziele nicht aus den Augen zu verlieren. Ich wollte einen „ganzheitlichen“ Blick auf die SARCH-Projekte werfen. Dies bedeutete für mich ein Erfassen der Projekte in ihrer Komplexität, was den Werdegang der Projekte, die Intentionen, die Konstruktion, die Praxis der Projektarbeit und die Auswirkungen der Projekte auf jene, für die sie gemacht werden, betrifft. Ich bin mir zwar bewusst, dass meine Sicht auf die SARCH-Projekte einen „Blick von außen“ repräsentiert, meine aber, dass auch eine Außenperspektive bei intensivem Nachfragen und theoretischem Eintauchen in die Thematik, wesentliche Erkenntnisse bringen kann. Meine Anwesenheit am Ort des Geschehens, dort, wo die Projekte realisiert werden, hätte mit Sicherheit detailliertere und differenziertere Ergebnisse gebracht. Daher wäre es mein Wunsch, dieses Manko irgendwann in der Zukunft durch einen Besuch in den Townships von Südafrika auszugleichen.

Ein wesentliches Anliegen, das sich wie ein roter Faden durch meine Arbeit zieht, ist der Appell zu mehr interdisziplinärer Zusammenarbeit. Vor allem Projekte in „Entwicklungsländern“, wie die SARCH-Projekte, erfordern eine Zusammenarbeit mit anderen Disziplinen (vgl. Kapitel 2.4: SARCH: eine Projektidee zwischen Architektur, Anthropologie und Entwicklungsarbeit). Ich denke, dass durch eine Zusammenarbeit mit Disziplinen, wie zum Beispiel der Kultur- und Sozialanthropologie, die Möglichkeiten und die Effizienz der SARCH-Projekte wesentlich gesteigert werden könnten. Im Zusammenführen von Anthropologie und Architektur liegt meines Erachtens ein Potential, das von den SARCH-Verantwortlichen bisher noch nicht genutzt wurde.

Der Aufbau meiner Arbeit folgt einer Chronologie, die sich für mich bei der Annäherung an das Thema ergeben hat.

Das erste Kapitel, das sich mit dem wissenschaftlich methodischen Teil meiner Arbeit befasst, beschreibt den Zugang, den ich für das vorliegende Thema gewählt habe, die Literatur- und Materialrecherchen sowie die verwendeten Internet-Ressourcen und die quellenkritische Haltung, die vor allem dieses Medium erfordert.

Kapitel zwei beschäftigt sich mit dem Thema „Bauen in Entwicklungsländern“. In diesem Kapitel werden Zusammenhänge zwischen Architektur, Entwicklung, Globalisierung, Anthropologie und den SARCH-Projekten herausgearbeitet und mit theoretischen Literaturbeispielen untermauert.

Im Kapitel drei, das den SARCH-Projekten gewidmet ist, wird auf die Namensgebung, auf den Verein SARCH, die Entstehung der Projektidee und auf den ideologischen Hintergrund von SARCH näher eingegangen. In diesem Kapitel werden auch die südafrikanischen Partner von SARCH aufgelistet und beschrieben, so wie auch jene SARCH-Projekte, die bis dato realisiert wurden.

Das vierte Kapitel gibt eine kurze Übersicht über jene Orte und Entwicklungen, die für die SARCH-Projekte von Relevanz sind. Die Stadtentwicklung von Johannesburg, die Townships und die politische und ökonomische Entwicklung Südafrikas werden thematisiert und mittels Beiträgen, die „Insiderwissen“ vermitteln, abgehandelt.

Das fünfte Kapitel umfasst den empirischen Teil meiner Arbeit. Die „Kritische Analyse der SARCH-Projekte“ befasst sich mit den Aussagen von ExpertInnen zu SARCH-relevanten Themen. (vgl. Kapitel 1.1: ExpertInneninterviews)

Um die Übersichtlichkeit der Themenbereiche zu gewährleisten, wurde die Analyse in vier Teilbereiche unterteilt: Themen, die die Aktivitäten in Österreich betreffen, Themen, die die Aktivitäten in Südafrika berühren, wichtige Kernthemen, die für die SARCH-Projekte im allgemeinen von Interesse sind und kritische Stellungnahmen „Externer“, die die Vielschichtigkeit der Projekte vor Augen führen.

Im sechsten und letzten Kapitel werden die zentralen Themen nochmals reflektiert, wobei insbesondere auf die bildungspolitischen und entwicklungspolitischen Implikationen der Projekte eingegangen wird. In diesem Kapitel werden auch die eingangs erwähnten Forschungsfragen beantwortet und begründet. In einem abschließenden Statement werden die Erkenntnisse und zentralen Ergebnisse, die sich aus der intensiven Beschäftigung mit den SARCH-Projekten ergeben haben, rekapituliert und die Bedeutung der Kultur- und Sozialanthropologie für Projekte in „Entwicklungsländern“ nochmals hervorgehoben.

Ich möchte diesen Ausführungen noch erklärend hinzufügen, dass ich in meiner Arbeit immer dann eine gendersensible Zitation verwendet habe, wenn beide Geschlechter angesprochen wurden. In Fällen eindeutiger Geschlechtszuordnung habe ich die geschlechtsspezifische Zitierweise gewählt.

1. Methode

Um die im Einleitungskapitel formulierten Forschungsfragen beantworten zu können, wählte ich für meine Arbeit einen qualitativen Zugang.

„Qualitative Forschung hat den Anspruch, Lebenswelten ‚von innen heraus‘ aus der Sicht der handelnden Menschen zu beschreiben. Damit will sie zu einem besseren Verständnis sozialer Wirklichkeit(en) beitragen und auf Abläufe, Deutungsmuster und Strukturmerkmale aufmerksam machen.“ (Flick/von Kardorff/Steinke 2000: 14)

Diese Definition beinhaltet meines Erachtens alle Anforderungen, die ich selbst an mein Forschungsprojekt stellte, daher wählte ich auch diese Zugangsweise.

In der empirischen Sozialforschung gelten qualitative und quantitativ-standardisierte Forschung als zwei eigenständige Bereiche, die sich parallel entwickelt haben. Diese beiden Forschungsmethoden unterscheiden sich in zwei wesentlichen Punkten voneinander:

- in der quantitativen Forschung wird die Unabhängigkeit der BeobachterIn vom Forschungsgegenstand betont, in der qualitativen Forschung spielt die subjektive Wahrnehmung der ForscherIn eine wichtige Rolle.
- Quantitative Forschung arbeitet mit standardisierter Datenerhebung mittels Fragebögen und einer vergleichend-statistischen Auswertung der Daten. Qualitative Forschung erhebt die Daten durch Interviews, was eine höhere Flexibilität und bessere Anpassung an den Einzelfall zulässt. (vgl. Flick/von Kardorff/Steinke 2000: 25)

EthnologInnen legen ihr Augenmerk vor allem auf qualitative Forschung, da dieser Zugang, der ForscherInnen und Beforschte in einer besonderen Weise verbindet, meist besser geeignet ist, ihre Forschungsanliegen umzusetzen.

Die Merkmale qualitativer Forschung sind nach Uwe Flick (2002:50) wie folgt:

- „- Gegenstandsangemessenheit von Methoden und Theorien*
- Perspektiven der Beteiligten und ihre Vielschichtigkeit*
- Reflexivität des Forschers und der Forschung*
- Spektrum der Ansätze und Methoden qualitativer Forschung*
- Verstehen als Erkenntnisprinzip*
- Fallrekonstruktion als Ansatzpunkt*
- Konstruktion von Wirklichkeit als Grundlage*
- Text als empirisches Material“*

Für meine Arbeit waren vor allem die qualitativen Kategorien der Perspektivenvielfalt, der Reflexivität, aber auch des Verstehens als Erkenntnisprinzip von besonderer Bedeutung.

Diese Forschungskategorien weisen einen starken Bezug zum vorliegenden Thema auf und ermöglichten mir eine Analyse der Arbeit im Sinne der Forschungsfragen.

1.1 ExpertInneninterviews

Im Rahmen der qualitativen Zugangsweise entschied ich mich für die Methode des ExpertInneninterviews.

In der qualitativen Forschung wird der Beziehung zwischen Forschenden und den in die Forschungen einbezogenen Personen besondere Beachtung geschenkt. Die Sozialwissenschaften fassen die ethischen Regeln und Prinzipien, die für die Interaktion zwischen Forschenden und „Beforschten“ zu beachten sind, unter dem Terminus „Forschungsethik“ zusammen. (vgl. Hopf 2000: 589 ff)

„Forschungsethik“ bedeutet unter anderem:

„[...] die Frage nach der Freiwilligkeit der Teilnahme an Untersuchungen, die Frage nach der Absicherung von Anonymitäts- und Vertraulichkeitszusagen, die Frage nach der Vermeidung von Schädigungen derer, die in Untersuchungen einbezogen werden, oder auch die Frage nach der Zulässigkeit verdeckter Formen der Beobachtung.“ (Hopf 2000: 590)

Folgt man der Argumentation Hopfs, die diese Anforderungen als „Prinzip der informierten Einwilligung (,informed consent‘)“ und „Prinzip der Nicht-Schädigung“ bezeichnet (2000: 591 ff), dann stellt die Umsetzung dieser Prinzipien die qualitative Forschungspraxis oft vor größere Probleme, als dies in der quantitativen Forschung der Fall ist. (vgl. ebd.)

Bei den von mir durchgeführten ExpertInneninterviews wurden obige forschungsethische Prinzipien eingehalten und die Interviews unter dieser Prämisse gestaltet.

Da ich die SARCH-Projekte auf zwei Ebenen einer Betrachtung unterziehen wollte, der Ebene der Projekte selbst und der Ebene der AkteurInnen, traf ich eine, dieser Intention entsprechende Auswahl an InterviewpartnerInnen. Ich führte Gespräche mit:

- dem Initiator der SARCH-Projekte, um Entstehungsgeschichte und Ziele der Projekte klarzulegen,

- AkteurInnen (ProjektteilnehmerInnen) dreier Bildungseinrichtungen, deren unterschiedliche Zugänge mir exemplarisch für das breite Spektrum von möglichen Annäherungen an solche Projekte erschienen, und
- einer Architektin und Kultur- und Sozialanthropologin, die in ihrer beruflichen Tätigkeit als Architektin und Lehrende an der Technischen Universität Wien für Interdisziplinarität steht und für ein Zusammenwirken zwischen Architektur und Anthropologie/Ethnologie eintritt.

Meine Datenerhebung umfasst sechs ExpertInneninterviews, die, kurz zusammengefasst, wie folgt abliefen:

Den Initiator der SARCH-Projekte, Christoph Chorherr, traf ich im Wiener Rathaus zum Interview. Das Gespräch dauerte, wie auch alle anderen Interviews, rund eine Stunde.

Mein Interviewpartner der Technischen Universität Wien war Peter Fattinger. Das Gespräch fand vor Ort, an seinem Arbeitsplatz, dem Institut für Architektur und Entwerfen, statt.

Gregor Radinger, der in einem SARCH-Projekt der Kunstuniversität Linz die Funktion des Bauleiters innehatte, interviewte ich in seinem Architekturbüro in Wien.

Das Interview mit Verena Hesse, Teilnehmerin am Projekt der Technischen Universität Graz, musste aus terminlichen Gründen schriftlich durchgeführt werden. Verena Hesse beantwortete und kommentierte die ihr übermittelten Fragen schriftlich, wobei die Kommunikation über E-Mail stattfand.

Ursula Nikodem, die als Akteurin und Diplomandin an zwei SARCH-Projekten der Kunstuniversität Linz teilgenommen hat, besuchte ich in Oberösterreich auf einem Bauernhof, wo sie mir zu einem ausführlichen Interview zur Verfügung stand.

Mit Andrea Rieger-Jandl, der Architektin und Kultur- und Sozialanthropologin, traf ich mich in einem Wiener Kaffeehaus zum Interview.

Die ExpertInneninterviews wurden an Hand von Interview-Leitfäden durchgeführt. Entsprechend meiner InterviewpartnerInnen erarbeitete ich drei, leicht modifizierte Interview-Leitfäden, wobei die Fragestellungen den jeweiligen GesprächspartnerInnen angepasst wurden. Grundsätzlich unterteilte ich meine Fragestellungen in drei Blöcke:

- Fragen, die an den Projektinitiator gerichtet waren,
- Fragen, die die ProjektakteurInnen betrafen, und
- Fragen, die für die Architektin und Kultur- und Sozialanthropologin bestimmt waren.

Die jeweiligen Fragestellungen wurden so strukturiert, dass es mir in der anschließenden Analyse der Interviews möglich sein sollte, unterschiedliche Meinungen und Standpunkte zu gemeinsamen Themen sichtbar zu machen. Am Beginn jedes Interviews verwies ich auf die Einhaltung der Datenschutzbestimmungen und stellte die Frage, ob eine Anonymisierung der Interviewaussagen gewünscht sei.

Rückblickend kann gesagt werden, dass alle Interviews in einem sehr guten Gesprächsklima stattfanden. Meine InterviewpartnerInnen nahmen sich ausreichend Zeit für die Gespräche und beantworteten bereitwillig die von mir gestellten Fragen. Das ausführlichste und aufschlussreichste Interview gab mir Ursula Nikodem von der Kunstuniversität Linz. Von ihr erhielt ich viele Kontextinformationen über zwei SARCH-Projekte, an denen sie teilgenommen hatte und erfuhr auch einiges über Probleme, die sich in der praktischen Arbeit in Südafrika ergeben hatten.

Die Auswertung der Interviews erfolgte nach Meuser und Nagel, die eine spezielle Methode zur Analyse von ExpertInneninterviews entwickelt haben. (vgl. Meuser/Nagel 2005: 71 ff) Ich bin in der Auswertung meiner ExpertInneninterviews weitgehend dieser Methode gefolgt. Um eine Vergleichbarkeit der Texte herstellen zu können, schlugen Meuser und Nagel eine Transkription der Interviews, beziehungsweise eine Paraphrasierung wichtiger Interviewabschnitte vor. (vgl. 2005: 83 ff) Folgt man dieser Methode, so werden im nächsten Schritt die paraphrasierten Passagen mit Überschriften versehen, um eine Verdichtung des Materials zu erhalten und um jene Interviewteile herausfiltern zu können, die gleiche oder ähnliche Themen behandeln. Danach wird das Gemeinsame im Verschiedenen begrifflich gestaltet und in eine „Kategorie“ gegossen. (vgl. ebd.)

Die richtige Definition dieser Kategorien ist für die Analyse der Interviews von entscheidender Bedeutung, da sie ein wichtiges Instrumentarium bei der Beantwortung der Forschungsfragen darstellt. Für mich war die Bildung der Kategorien ein zentrales Thema, dem ich besondere Beachtung schenkte.

Um die SARCH-Projekte einer Analyse im Sinne der Forschungsfragen unterziehen zu können, schien es mir angebracht, meine Betrachtungen in drei Abschnitte zu untergliedern und jedem dieser Abschnitte die entsprechenden Kategorien zuzuordnen. An den Anfang stellte ich eine kritische Analyse der Aktivitäten in Österreich (vgl. Kapitel 5: Kritische Analyse der SARCH-Projekte), wobei die Kategorie Motivation der ProjektteilnehmerInnen sowie andere Kategorien, die den vorbereitenden Projektlauf an den jeweiligen

österreichischen Bildungseinrichtungen hinterfragen, herausgearbeitet wurden. Im zweiten Abschnitt, der die Aktivitäten in Südafrika zum Thema hat, wurden projektrelevante Kategorien vor Ort, wie „Bottom-up-approach“, lokale Kompetenzen, Baumaterialien, Partizipation, Akzeptanz oder die Frage von „Tradition versus Moderne“ untersucht. Der dritte Abschnitt beschäftigt sich mit „wichtigen Kernthemen“. Es sind dies allgemeine Themen, die im Rahmen der SARCH-Projekte diskutiert werden müssen. An dieser Stelle wurden entwicklungspolitische Aspekte angesprochen, das Thema der „sozialen und nachhaltigen Architektur“, das „Tabu-Thema“ der Interdisziplinarität, aber auch der Erfahrungsaustausch und die persönlichen Konsequenzen des Einsatzes in Südafrika für die ProjektteilnehmerInnen.

1.2 Literatur- und Materialrecherche

Ein weiterer wichtiger Teil meiner Forschungsarbeit lag in der Literatur- und Materialrecherche. Die Breite des Themas machte die Implementierung von Literatur unterschiedlicher Bereiche und Disziplinen notwendig. Was die Architektur betrifft, war für mich die Bibliothek des Architekturzentrums Wien eine „Fundgrube“ an themenspezifischer Literatur, die mir unter kompetenter Anleitung und Unterstützung des Bibliothekpersonals zur Verfügung gestellt wurde.

Ein zentrales Buch, mit dem ich mich im Laufe meiner Arbeit immer wieder beschäftigte, da es fast alle Themen, die mir wichtig waren, berührt, war „Architecture and Culture. Building in the Tension of Increasing Global Interaction“ (2006) von Andrea Rieger-Jandl, der bereits oben erwähnten Architektin und Kultur- und Sozialanthropologin. Für mich war dieses Buch das „Schlüsselbuch“ meiner Arbeit, daher habe ich Andrea Rieger-Jandl auch an zahlreichen Stellen zitiert, da es mir wichtig und angebracht erschien, die Aussagen zu bestimmten Thematiken in ihren Worten wiederzugeben.

Von Seiten der Kultur- und Sozialanthropologie konnte ich, was die Literatur betrifft, aus dem Vollen schöpfen, möchte aber an dieser Stelle vier Autoren besonders herausgreifen. Clifford Geertz, dessen weit gefassten Kulturbegriff, Kultur als ein „*System von Bedeutungen*“ (vgl. Spencer 2006: 538) ich übernommen und in meine Überlegungen integriert habe. Karl R. Wernhart (vgl. 1998:50) und André Gingrich (vgl. 1999: 11) mit ihren Aussagen zur Globalisierung, sowie Claude Lévi-Strauss, dessen Begriff der

„*Bricolage*“ (vgl. Lévi-Strauss 1997: 29) [1962] ich auf die SARCH-Projekte und die Menschen in den Townships in positivem Sinn als besonders anwendbar fand.

Den entwicklungspolitischen Aspekt meiner Arbeit konnte ich mit unterschiedlicher Literatur und Beiträgen zu diesem Thema abdecken. Besonders erwähnen möchte ich zwei Artikel aus dem Sammelband von Wolfgang Sachs (1993) [1992]: „Wie im Westen – so auf Erden. Ein polemisches Handbuch zur Entwicklungspolitik“, die ich als theoretische Ausgangspunkte für eine kritischen Analyse der Kategorien „Partizipation“ und „Hilfe zur Selbsthilfe“ verwendet habe. Es sind dies der Beitrag von Majid Rahnema (1993) mit dem Titel „Partizipation“ sowie jener von Marianne Gronemeyer (1993), mit dem Titel „Hilfe“.

Eine große Hilfe, mich in den Arbeitsalltag einer Projektgruppe in Südafrika hineindenken zu können, war eine Minidiskette, die mir Gregor Radinger, Projektleiter beim Linzer Projekt BAYA KINDERGARTEN, zur Verfügung stellte. Die Diskette beinhaltet ausführliche Interviews, die eine Architektur-Journalistin anlässlich ihres Besuches bei der Linzer Gruppe mit ProjektteilnehmerInnen, Einheimischen und vielen Menschen aus dem Umfeld der SARCH-Projekte geführt hat. Ich konnte diese Aufnahmen aus quellenkritischen Gründen – es handelt sich dabei um Sekundärquellen, deren Authentizität ich nicht überprüfen kann – zwar nicht in meine Arbeit integrieren, dennoch waren sie für mich von großem Wert, da sie ein Stimmungsbild wiedergeben, das es mir ermöglichte, meine Rolle als „Außenseiterin“ ein wenig zu kompensieren.

1.3 Analyse der Internet-Ressourcen

Eine weitere wichtige Quelle stellte für mich das Internet dar. Ich setzte dieses Medium vor allem für aktuelle Recherchen über die SARCH-Projekte ein, wobei ich einer quellenkritischen Beurteilung dieser Informationen besondere Beachtung schenkte.

Die Glaubwürdigkeit von Botschaften in interaktiven Medien ist keine Tatsache, die als gegeben angenommen werden kann. (vgl. Internet-Ressource: Ethik und Vertrauen im Internet) Der Rezipient der Botschaft, der Mediennutzer, muss von sich aus einschätzen, inwieweit er der angebotenen Nachricht Glauben schenken kann. Eine Hilfestellung bei der

Einschätzung der Glaubwürdigkeit medialer Botschaften bieten die sogenannten CARS-Kriterien.²

Zu den vier grundlegenden CARS-Kriterien zählen:

- „credibility“ – Glaubwürdigkeit: Bewertung des Autors, was Bildung, Organisationszugehörigkeit und berufliche Position betrifft,
- „accuracy“ – Genauigkeit: Angabe von Entstehungsdatum der Quelle, von Zielpublikum und Zweck der Veröffentlichung,
- „reasonableness“ – Vernünftigkeit: Fairness in der Argumentation, Schlüssigkeit und Widerspruchsfreiheit der Information,
- „support“ – Belege für die Information.

Ich habe großes Augenmerk darauf gelegt, die von mir verwendeten Internet-Ressourcen nach obigen Kriterien zu überprüfen und in diesem Sinne einer Bewertung zu unterziehen.

² Internet-Ressource: Schelske, Andreas (2003) [18.08.2008]

2. „Bauen in Entwicklungsländern“

2.1 Build together, learn together

Kernthema von SARCH ist die Implementierung „sozialer und nachhaltiger Architektur“ in „Entwicklungsländern“. Handelt es sich dabei um eine großartige Sache, oder nur um Schlagworte ohne fassbaren Inhalt?

Was bedeutet es, in „Entwicklungsländer“, in Länder des Südens, und im Fall von SARCH, nach Südafrika zu gehen, in die Townships von Johannesburg, und dort soziale Einrichtungen wie Kindergärten oder Behindertenheime für die Menschen vor Ort zu errichten? Und wer sind die Akteure dieses Unternehmens? Es sind dies Studierende europäischer Architekturschulen, die die einmalige Chance erhalten, ihre Ideen und Entwürfe im 1:1-Modell zu erproben, aus eigener Kraft, mit ihrer eigenen Hände Arbeit und das alles in einer „fremden“ Kultur. Ein Unterfangen, das im eigenen Land auf Grund der geltenden gesetzlichen Regelungen nicht möglich wäre, wird transferiert in ein Land der „Dritten Welt“, wo es zwar ebenso entsprechende Regelungen für das Bauwesen gibt, deren Einhaltung dort aber nicht so strikt gehandhabt wird.

Es gibt auch ein Motto, das für die SARCH-Projekte gelten und die Arbeit charakterisieren soll: „Build together – learn together“. Mit diesem Leitgedanken wird die Brücke vom „Entwicklungshilfe-Projekt“ oder besser gesagt, vom „Projekt der Entwicklungszusammenarbeit“ zum „Bildungsprojekt“ geschlagen, als das die SARCH-Projekte nach Meinung ihres Begründers verstanden werden sollen.

Es drängt sich die Frage auf: Bildungsprojekt für wen? Für die Architektur-Studierenden, die lernen sollen und können, wie Theorie in Praxis umgesetzt wird? Oder bedeutet es ein Lernen für die Menschen vor Ort, die mit neuen, „modernen“ Technologien und Techniken bekannt gemacht werden, die sie dann übernehmen und für sich nützen sollen?

„Build together – learn together“ impliziert auch einen wechselseitigen Prozess, die Bereitschaft zu Lernen gilt auch in umgekehrter Richtung und fordert die Bereitschaft, die Kompetenzen der Menschen aus dem Süden zu erkennen und ihnen den gebührenden Stellenwert einzuräumen. Es sind dies besondere Kompetenzen, die diesen Menschen aus dem Süden zueigen sind, Kompetenzen, die uns Bewohnern der so genannten

industrialisierten Welt weitgehend verloren gegangen sind, wie die Fähigkeit, zu improvisieren und die gestellten Aufgaben trotz begrenzter Mittel und Möglichkeiten mit Kreativität zu bewältigen. Organisation und Planung der Menschen aus dem Norden trifft hier auf die Fähigkeit zu kreativer Improvisation der Menschen aus dem Süden. Um Projekte, wie jene von SARCH erfolgreich gestalten zu können, ist ein Zusammenwirken beider Kompetenzen, Improvisation und Organisation, von entscheidender Bedeutung.

Claude Lévi-Strauss bezeichnet in seinem Werk „Das wilde Denken“³ (1997) [1962] die Fähigkeit der Menschen aus dem Süden, zu improvisieren, als „*Bricolage*“, als Fähigkeit zur „Bastelei“.

„Heutzutage ist der Bastler jener Mensch, der mit seinen Händen werkelt und dabei Mittel verwendet, die im Vergleich zu denen des Fachmannes abwegig sind.“ (Lévi-Strauss 1997: 29) [1962]

Im Unterschied zum „Bastler“ oder „*Bricoleur*“, der in der Lage ist, verschiedenartigste Arbeiten auszuführen, ist der „Ingenieur“ bei seiner Arbeit davon abhängig, ob Rohstoffe oder Werkzeuge für sein jeweiliges Projekt verfügbar sind.

Das Poetische an der „Bastelei“, so Lévi-Strauss, kommt daher,

„[...] dass sie sich nicht darauf beschränkt, etwas zu vollenden oder auszuführen; sie ‚spricht‘ nicht nur mit den Dingen [...], sondern auch mittels der Dinge: indem sie durch die Auswahl, die sie zwischen begrenzten Möglichkeiten trifft, über den Charakter und das Leben ihres Urhebers Aussagen macht. Der Bastler legt, ohne sein Projekt jemals auszufüllen, immer etwas von sich hinein.“ (Lévi-Strauss 1997: 34/35) [1962]

Vergleicht man das „mythische Denken“ des Bastlers, wie Lévi-Strauss es bezeichnet, mit dem wissenschaftlichen Denken des Ingenieurs, so handelt es sich keineswegs um zwei Stadien oder zwei Phasen der Entwicklung des Wissens, sondern es haben beide Wege ihre Gültigkeit. (vgl. Lévi-Strauss 1997: 35) [1962]

Eine weitere wichtige Forderung, die sich die SARCH-Projekte, ebenso wie auch die Projekte der Entwicklungszusammenarbeit, an ihre Fahnen heften, ist die Forderung nach „bottom-up“, nach Entscheidungsfindung, die „unten“ stattfinden soll, bei den Betroffenen, bei jenen

³ „The Savage Mind“, 1962: Savage thought: „*this type of thought is, according to Lévi-Strauss, logical, but non-domesticated, natural, and wild. Close to sensory intuition, it operates by working directly through perception and imagination. It is universal and manifests itself both in art and popular beliefs and traditions.*“ (Bernard Saladin D’Anglure 2006: 335)

Menschen, für die die Projekte bestimmt sind. „Bottom-up“ in diesem Kontext, ist ein wichtiges Thema und von essentieller Bedeutung für Erfolg oder Misserfolg von Projekten. „Bottom-up“ bedeutet, vor Beginn eines Projektes die Menschen zu fragen, was sie wünschen, was ihre Bedürfnisse und Erwartungen sind und all dies dann in die Projektarbeit einfließen zu lassen. Nur so kann sichergestellt werden, dass die Projekte von den Menschen angenommen werden und nicht zu Projektruinen verkommen. (vgl. Vorlesungsprotokoll Leithner 2005/06)⁴

Um die SARCH-Projekte analysieren und beurteilen zu können, ist es wichtig, sie in einen Kontext zu stellen, um herauszuarbeiten, auf welche Weise die verschiedenen Projektebenen miteinander interagieren. In den Townships von Johannesburg zu bauen ist kein isolierter, sondern ein komplexer Prozess, der einen ganzheitlichen Zugang erfordert, einen Zugang, der nicht nur die Architektur allein erfasst, sondern auch das soziale und kulturelle Umfeld in die Überlegungen mit einbezieht.

Im Nachfolgenden möchte ich einige Begriffe herausarbeiten, die meines Erachtens für das Thema „Bauen in Entwicklungsländern“ wichtig sind und von deren Verständnis das Ergebnis der Arbeit in den Ländern der „Dritten Welt“ wesentlich beeinflusst werden kann.

2.2 Entwicklung und Architektur

Studierende europäischer Bildungseinrichtungen entwerfen und bauen gemeinsam mit Einheimischen kommunale (soziale) Projekte in „Entwicklungsländern“ (vgl. Kapitel 2.2.1: Ideen und Ziele von SARCH)

Was sind „Entwicklungsländer“, und wie kann „Entwicklung“ definiert werden? Es sind dies Fragen, die im SARCH- Kontext einer genaueren Betrachtung unterzogen werden müssen.

Nohlen (2002) definiert „Entwicklung“ als einen

„[...] Begriff, dessen Definition einen guten Teil der Entwicklungsproblematik selbst ausmacht. Er ist weder vorgegeben noch allgemein gültig definierbar noch wertneutral, sondern abh. von Raum und Zeit sowie insb. von individuellen und kollektiven Wertvorstellungen. E. ist folglich ein normativer Begriff, in den

⁴ Vorlesung Georg Grünberg, Wintersemester 2005/2006: „Einführung in die Instrumente der Entwicklungszusammenarbeit“

Vorstellungen über die gewünschte Richtung gesellsch. Veränderungen, Theorien über die Ursachen von Unterentwicklung, Aussagen über die sozialen Trägergruppen und Ablaufmuster sozioökon. Transformationen, Entscheidungen über das Instrumentarium ihrer Inangasetzung und Aufrechterhaltung etc. einfließen.“ (Nohlen 2002: 227)

In der Anthropologie, so James Ferguson (2006), hat „Entwicklung“ zwei verschiedene, historisch miteinander verwobene Bedeutungen: einerseits die im 19. Jahrhundert vorherrschende Idee des Sozial-Evolutionismus, die die menschliche Entwicklung als eine unilineare, von der Barbarei zur Zivilisation, repräsentiert durch die moderne westliche Gesellschaft, ansah. Ab der Mitte des 20. Jahrhunderts erfuhr der Begriff „Entwicklung“ eine Bedeutungsveränderung in Richtung eines ökonomischen Prozesses. Die Steigerung der Produktion und Konsumtion und die Anhebung des Lebensstandards vor allem in den armen Ländern der „Dritten Welt“ wurden als vorrangige Ziele erachtet. Diese Sicht von „Entwicklung“ war der Auslöser zur Bildung von „Entwicklungshilfe-Agenturen“ und „Entwicklungshilfe-Projekten“ und führte auch in der Anthropologie zu einem Umdenken in Richtung „Development Studies“ und „Development Anthropology“. (vgl. Ferguson 2006: 154)

Auch für den Terminus „Entwicklungsländer“ gibt es keine allgemein gültige Definition. „Unterentwicklung“ kann unterschiedlich gesehen werden: als Zustand, als Stadium oder als Struktur. Dementsprechend divergierend sind auch die Definitionen für „Entwicklungsländer“. (vgl. Nohlen 2002: 233)

Franz Nuscheler (2005) spricht von einem „*trilateralen Weltbild*“ und von einer „*Triadisierung*“ der Welt:

„Das trilaterale Weltbild beruht auf der Annahme, dass die ‚OECD-Welt‘ der westlichen Industriestaaten, die durch einen hohen Grad der ökonomischen Interdependenz und politischen Koordination zusammengehalten wird, nicht nur das weltwirtschaftliche Gravitationszentrum, sondern auch den weltpolitischen Nabel bildet.“ (Nuscheler 2005: 35)

Dies bedeutet gleichzeitig, so Nuscheler (2005), dass ein großer Teil der Welt an diesem Prozess der wirtschaftlichen Dynamik nicht teilnimmt bzw. nicht teilnehmen kann und an den Rand, an die Peripherie des weltpolitischen Machtgefüges gedrängt wird. Auf dieser Perzeption beruht auch das bei den Menschen im Süden vorherrschende Bild der Ohnmacht und des Machtgefälles in den Nord-Süd-Beziehungen, das eine erfolgreiche Zusammenarbeit

mit diesen Regionen zu einer großen Herausforderung macht, die viel Sensibilität und ein umfassendes historisches und kulturelles Verständnis erfordert. (vgl. Nuscheler 2005: 36)

Eine der besonderen Problematiken der „Entwicklungsländer“ liegt in der historischen Entwicklung, in ihrer großteils kolonialen Vergangenheit. Es ist ein schwieriger Weg, den diese Länder zu gehen haben, um „neue“ Staaten zu werden. Diesen Prozess der „Staatswerdung“, des so genannten „nation-buildings“, thematisiert Clifford Geertz (2005) unter dem Titel: „Die Dritte Welt. Vom Fatal der Revolution zur postkolonialen Realitätsbewältigung“.

So entstanden zwischen 1945 und dem Ende des 20. Jahrhunderts auf der Welt mehr als 110 neue Staaten mit neuen Grenzen, neuen Hauptstädten, neuen politischen Grundsätzen und Namen.

„ In wenigen Jahrzehnten wurde die ganze Welt neu aufgeteilt, neu gegründet und erhielt einen grundsätzlich anderen Zuschnitt. Das war ohne Zweifel eine Art Revolution.“ (Geertz 2005: 46)

Die revolutionären Kräfte dieser Zeit, Antikapitalismus und Antiimperialismus, schufen die Welt von heute. Geertz stellt die Frage, was aus dieser revolutionären Entwicklung, die sich die Ideale von Freiheit und Wohlstand auf die Fahnen geheftet hat, geworden ist. (vgl. Geertz 2005: 46 ff)

Die Theorie des „nation-building“, ein Ansatz der Modernisierungstheorien, sah vor, die gesellschaftliche Entwicklung der Industrieländer analog auf die „Entwicklungsländer“ zu übertragen, ein Vorhaben, das in der Realität nicht funktionierte. Die Realität sah anders aus. Die Hoffnungen und Erwartungen der neuen Staaten stützten sich auf drei Säulen: die Entwicklungspolitik, die Modernisierung und Wachstum bringen sollte, den Integralismus, der alten und neuen Ländern eine gemeinsame politische Grundlage geben sollte, und den Partikularismus, als kultureller Ausdruck der ursprünglichen, kollektiven Persönlichkeit. Das Ziel, das man erhoffte, waren der wirtschaftliche Aufschwung, Souveränität und ein gemeinsames Volkstum. Ein sozialer Wandel, der bis heute Wunschdenken und Mythos für die neuen Staaten der „Dritten Welt“ geblieben ist. (vgl. ebd.)

Die neuen Staaten sind mit einer Unzahl von Hürden konfrontiert. Das „nation-building“ findet in einem Kontext globaler Umordnung statt, deren Auslöser die Entkolonialisierung und die Zerstückelung der Imperien waren. Die neuen Staaten sind konfrontiert mit einer unkontrollierbaren Verstärkung, mit Migration in alle Richtungen, mit ethnischer und ethnisch-religiöser Gewalt und mit Kleinkriegen infolge der postkolonialen,

willkürlichen Grenzziehungen. Vor diesem schwierigen Hintergrund müssen die neuen Staaten geschaffen werden. (vgl. Geertz 2005: 46 ff)

Das „nation-building“ hat sich anders entwickelt, als dies geplant war. Die Realität widerspricht den theoretischen Intentionen und es wird tief greifender Umdenkprozesse bedürfen, um eine Lösung für die komplexen Probleme dieser Länder zu finden. (vgl. ebd.)

2.3 Globalisierung und Architektur

„Our world is changing ever faster and in the last decades the term ‚globalization‘ has entered contemporary debates in practically every academic and technical field. [...] Rapidly increasing worldwide interaction through phenomena such as the media, migration and tourism forces almost every discipline and profession to reconsider and to react. Dealing with an ever more interdependent world presents us with the challenge to finally integrate developing countries into global considerations, stopping the long lasting construction of Western elites leaving important developing tasks out on the margins. This requires new thinking in broader terms – not least in the discipline of architecture.“ (Rieger-Jandl 2006: 3)

Globalisierung ist heute ein zentraler Punkt, den ArchitektInnen und Architektur-Studierende, die Bauvorhaben in Ländern der „Dritten Welt“ realisieren wollen, mit bedenken müssen. Wer glaubt, mit einem Bauwerk in traditioneller Formensprache und aus traditionellen Materialien den Menschen vor Ort das zu geben, was sie sich wünschen, der irrt, denn er hat eine wichtige Überlegung außer Acht gelassen: die Welt hat sich in den letzten Jahrzehnten stark verändert und die Globalisierung hat auch vor den Ländern der „Dritten Welt“ nicht Halt gemacht.

Globalisierung, um nur eine der vielen Definitionen zu nennen, *„[...] ist ein komplexer multidimensionaler Prozess der Entgrenzung und Enträumlichung zum einen, der Verdichtung und Vernetzung zum anderen“*. (Tetzlaff 2000 zit. in Nuscheler 2005: 53).

Wernhart sieht in der Globalisierung eine historische Realität, die bei jedem Vorhaben mitberücksichtigt werden muss, *„[...] auch wenn im Netzwerk weltweiter Strukturen kultureller Individualität und kulturellem Selbstverständnis weiterhin Platz eingeräumt wird.“* (Wernhart 1998: 50)

Globalisierung bedeutet demnach nicht, dass alle Kulturen dieser Welt einer Vereinheitlichung oder „*McDonaldisierung*“ entgegengehen. Der Globalisierungsprozess selbst benötigt Vielfalt und Unterschiedlichkeit, um die „[...] *Konkurrenz und Rivalität untereinander auszutragen*“, ebenso wie die „[...] *Waren-, Kommunikations- und Technologieströme*“ auf lokale KonsumentInnen angewiesen sind, deren Lebenswelten sie zwar beeinflussen, die aber auch ihrerseits auf den Globalisierungsprozess einwirken und diesem „[...] *lokale und regionale Bedeutungen aufprägen*.“ (Gingrich 1999: 11)

„Globalisierung, Regionalisierung und Individualisierung sind damit Aspekte ein und desselben Gesamtprozesses [...]“ (ebd.)

Der Globalisierungsprozess hat auch die Regionen des Südens, die Länder der „Dritten Welt“ erfasst und dort große Veränderungen bewirkt. Gerade diese sozial und wirtschaftlich fragilen und politisch zumeist instabilen Länder sind von den weltweiten Interaktionen, die durch die rasante Entwicklung der modernen Kommunikationsgesellschaft ausgelöst werden, besonders betroffen. Richard Münch (vgl. Wernhart 1998: 95) ortet in diesem Zusammenhang zwei Problemfelder, die für diese Regionen von besonderer Bedeutung sind, und die auf globaler Ebene neues Konfliktpotential schaffen könnten:

„a) die expandierende Weltwirtschaft und die steigenden Ansprüche der Weltbevölkerung, in den Wohlstand der entwickelten Industriegesellschaft eingeschlossen zu werden, und b) die Überflutung der Welt durch den Universalisierungsschub der westlichen Kultur und das Erwachen der regionalen Gesellschaften und deren Kulturen.“ (Münch 1992 zit. in Wernhart 1998: 95)

Globalisierung ist auch ein Thema, das für die SARCH-Projekte und deren AkteurInnen aus der Disziplin der Architektur von besonderer Relevanz ist. So wie alle Regionen der Welt von dem Phänomen betroffen sind, so müssen sich auch alle wissenschaftlichen Disziplinen den Auswirkungen der Globalisierung stellen und neue Handlungsmuster entwickeln, um mit den veränderten Verhältnissen zu recht zu kommen. (vgl. Rieger-Jandl 2006: 125 f)

„Bauen in Entwicklungsländern“ bedeutet für ArchitektInnen eine neue Herausforderung, die neue Zugänge erfordert und ein globales, ganzheitliches Denken, das über den Tellerrand der eigenen Disziplin hinausgeht. (vgl. ebd.)

Rieger-Jandl greift in ihrer Arbeit „Architecture and Culture“ dieses Thema auf und zeigt an Hand von Beispielen, wie hilfreich ein interdisziplinärer Ansatz sein kann. Als Architektin und Anthropologin betont sie den engen Zusammenhang zwischen Architektur und Anthropologie, zwei Disziplinen, die ein und denselben Fokus haben, den Menschen. Anthropologen könnten daher vor allem bei Projekten in „Entwicklungsländern“, wie den SARCH-Projekten, wichtige Hilfestellung leisten, um jene Probleme besser bewältigen zu können, die diese spezifische Art zu bauen mit sich bringt. (vgl. Rieger-Jandl 2006: 125 f)

2.4 SARCH: eine Projektidee zwischen Architektur, Anthropologie und Entwicklungsarbeit

2.4.1 SARCH – Architektur – Anthropologie

Folgt man den Visionen und Zielen, die SARCH als Institution für ihre Arbeit und ihr Programm proklamiert (vgl. Kapitel 3.2.1: Ideen und Ziele von SARCH), wird augenscheinlich, dass Architektur – die gebaute Umgebung nach „westlichem“ Verständnis – nur ein Teilbereich dessen ist, was „Social and Sustainable Architecture“ verkörpert. Soziale und nachhaltige Architektur in „Entwicklungsländern“ hat mannigfache Auswirkungen auf die Menschen vor Ort, sie berührt ihr Menschsein und verändert ihre Positionen in der sozialen und gebauten Umgebung. Sie kann neue Identitäten schaffen, den Menschen ein neues Selbstverständnis und eine positive Perspektive für ihre Zukunft geben. (vgl. Rieger-Jandl 2006, 103 ff)

Die SARCH-Projekte in den Townships von Johannesburg sind nicht nur Gebäude, in denen die architektonischen Fähigkeiten europäischer Studierender zum Ausdruck gebracht werden, sie sind „gebaute Umgebung“ für die Menschen vor Ort. Gelungene Architektur allein reicht nicht aus, die Projekte müssen auch in den sozialen und kulturellen Kontext eingebettet werden, sie müssen den Wünschen und Bedürfnissen der Menschen entsprechen, denn nur dann werden sie zu „Erfolgsprojekten“ nicht nur für die angehenden ArchitektInnen sondern auch für die Betroffenen in den Townships. (vgl. Rieger-Jandl 2006: 103 ff)

Mit der Einbettung eines Projektes in den kulturellen Kontext und dem Herausfinden der Wünsche und Bedürfnisse der Menschen sind ArchitektInnen zumeist überfordert und genau

an diesem Punkt zeigt sich die starke Interdependenz zwischen den Disziplinen Architektur und Anthropologie. Die Einbeziehung von AnthropologInnen, die im Vorfeld von Projekten Studien durchführen könnten, deren Ergebnisse dann in die Entwurfs- und Planungsarbeit einfließen, wäre sicher ein wichtiger Beitrag zum Gelingen von Projekten, vor allem in „Entwicklungsländern“. (vgl. Rieger-Jandl 2006: 103 ff)

„Social and Sustainable Architecture“ – SARCH – ist ein Gesamtkonzept mit Auswirkungen auf das materielle, soziale und kulturelle Umfeld der Menschen vor Ort und sollte von den Verantwortlichen auch als solches wahrgenommen und nicht auf ein Bildungsprojekt, wie eingangs erwähnt, reduziert werden. Ziele und Visionen von SARCH sollten nicht nur formuliert, sondern auch in ihrem vollen Bedeutungsinhalt gelebt und umgesetzt werden.

2.4.2 Kultur als Verbindungsglied zwischen Architektur und Anthropologie

In der Anthropologie war und ist „Kultur“ immer ein zentrales Thema. Was „Kultur“ ist, darüber gibt es unterschiedliche Vorstellungen. Die Zugänge zu und die Definitionen von „Kultur“ sind mannigfaltig und unterscheiden sich voneinander.

Ich möchte für meine Arbeit einen eher weit gefassten Kulturbegriff verwenden und beziehe mich dabei auf Clifford Geertz, der Kultur als „ein System von Bedeutungen“ versteht: „[...] *culture as a set of shared meanings*“. (Spencer 2006: 538).

Clifford Geertz in „Interpretation of Cultures“:

“The concept of culture I espouse ... is essentially a semiotic one. Believing with Max Weber, that man is an animal suspended in webs of significance he has himself spun, I take culture to be those webs, and the analysis of it to be therefore not an experimental science in search of law but an interpretative one in search of meaning.” (Geertz 1973 zit. in Barnard/Spencer 2006: 141)

Kulturanalyse, so Geertz, ist heute ein sehr viel schwierigeres Unterfangen und wir müssen uns dessen bewusst sein, dass wir in Mitten einer riesigen „kulturellen Kollage“ leben:

„ [...]to live in a collage one must in the first place render oneself capable of sorting out its elements, determining what they are [...] and how, practically, they relate to one another, without at the same time blurring one’s own sense of one’s own location and one’s own identity within it.” (Geertz 1994: 465)

Die Sichtweise von Clifford Geertz: Kultur als ein System von Bedeutungen und als integrales Ganzes dessen, was Menschen tun, scheint mir ein adäquater Zugang, um die Disziplinen Architektur und Anthropologie zusammenzuführen.

Architektur ist ein Teil der materiellen Kultur einer Gesellschaft. Sie ist das wichtigste Mittel, um Lebensstil und Ideologie eines Menschen auszudrücken und ist somit der physische Ausdruck von Kultur. (vgl. Rieger-Jandl 2006: 125)

So wie nach Bronislaw Malinowski (1930) alle menschlichen Tätigkeiten auch materielle Begleitumstände haben, gibt es

„[...] auch kein Artefakt [...], das ohne den Kontext der lebenden Kultur, einschließlich des Glaubensbereichs und der Technik, der Sozialorganisation und des traditionellen Wissens, verstanden werden könnte.“ (Malinowski 1930 zit. in Feest/Janata 1999: 7)

Was aber bedeutet Kultur für die Architektur und wo kreuzen sich die Wege der ArchitektInnen und AnthropologInnen?

Grundsätzlich, so Andrea Rieger-Jandl (2006: 38 ff) gibt es zwei Zugänge, wie Architektur sich dem Thema Kultur nähert: entweder versteht sich Architektur als strukturierendes Element von Kultur, oder aber Kultur wird als strukturierend für die Architektur verstanden. Betrachtet man Kultur als übergeordnete Domäne und Architektur, als gebaute Form und Teil der materiellen Kultur, so wird die Problematik dieser ungleichen Beziehung sichtbar. Andrea Rieger-Jandl kommt in dieser Frage zu dem Schluss, dass das kulturelle Umfeld sehr wohl Einfluss auf die gebaute Umwelt ausübt, die Architektur selbst jedoch kaum die Kraft habe, kulturelle Aspekte zu beeinflussen. Ein veränderter Zugang mit stärkerem Fokus auf kulturelle Belange könnte der Architektur jedoch ein neues Selbstverständnis und neue Kraft geben. (vgl. ebd.)

Verwendet man einen breiten Kulturbegriff und betrachtet Kultur als Gesamtheit dessen, was Menschen tun, so wird augenscheinlich, dass dies ein Thema ist, mit dem ArchitektInnen in ihrer Arbeit in vielerlei Hinsicht konfrontiert werden. Jede gebaute Form, das traditionelle, indigene Haus aber auch das moderne Bauwerk der ArchitektIn hat einen Bezug zu kulturellen Belangen. (vgl. Rieger-Jandl 2006: 38 ff)

Die Beachtung des kulturellen Aspektes ist für ArchitektInnen vor allem bei Projekten in „Entwicklungsländern“ von besonderer Relevanz. Sie bauen in einer fremden Umgebung und

sie planen Häuser für Menschen eines ihnen unbekanntem kulturellen Umfeldes. Sie müssen sich einen Bezugspunkt suchen, an dem sie sich bei ihrer Arbeit orientieren können. Kultur, als Ausdruck all dessen, was den Lifestyle der Betroffenen repräsentiert und die kulturellen, sozialen, spirituellen und ideologischen Belange der Menschen widerspiegelt, ist ein solcher Bezugspunkt, der den ArchitektInnen die Richtung weist. (vgl. Rieger-Jandl 2006: 38 ff)

„Bauen in Entwicklungsländern“ ist eine Idee, deren Umsetzung von Fehlschlägen und Misserfolgen begleitet ist. Projekte, die gescheitert sind, weil Wünsche, Bedürfnisse und Erwartungen der Betroffenen nicht erhoben und die kulturellen Belange nicht oder zu wenig beachtet wurden. ArchitektInnen allein können diese „Feldarbeit“, die im Vorfeld eines Planungs- und Entwurfsprozesses notwendig ist, nicht bewältigen, sie verfügen nicht über das dafür notwendige theoretische und methodische Rüstzeug. Eine Zusammenarbeit zwischen ArchitektInnen und AnthropologInnen, deren zentrales Thema „Kultur“ und das „Menschsein“ in seinen unterschiedlichen Ausprägungen darstellt, könnte dazu beitragen, Projekte in „Entwicklungsländern“ in Zukunft erfolgreicher zu gestalten. (vgl. Rieger-Jandl 2006: 114 f)

Es drängt sich die Frage auf, warum es diese Zusammenarbeit nicht, oder fast nicht gibt und warum die Beziehung zwischen Architektur und Anthropologie eine so schwierige ist? Prinzipiell muss vorausgeschickt werden, dass in Österreich Interdisziplinarität auf wissenschaftlicher Ebene ein heikles und ambivalentes Thema ist, das zwar viel diskutiert aber in der Praxis kaum umgesetzt wird.

Andrea Rieger-Jandl (2005: 26) sieht den Grund des Beziehungsdilemmas zwischen den beiden Disziplinen darin, dass die Anthropologie im humanistischen Bereich angesiedelt ist, während die Architektur sich eher zwischen Wissenschaft und Kunst wieder findet. Sie bringt dies mit dem Zitat von Stanley Tigerman auf den Punkt:

„The people who make things look down on those who think – and, of course, those who think look down on those who make“. (Tigerman 1996 zit. in Rieger-Jandl 2006: 84)

Eine Verbindung der beiden Disziplinen, Architektur und Anthropologie, so meint sie, könnte zu einer gegenseitigen Befruchtung führen. Für ArchitektInnen bringe die Beschäftigung mit den kulturellen Aspekten einer Gesellschaft einen positiven Input für ihre Arbeit, für AnthropologInnen wären die technischen Aspekte des Wohnens eine wichtige Informationsquelle. (vgl. Rieger-Jandl 2006: 84)

Auch die SARCH-Projekte befinden sich inmitten dieses Spannungsfeldes zwischen Architektur und Anthropologie. Die AkteurInnen der Projekte, Projektinitiator, Lehrende und Studierende sind sich zwar der Bedeutung der Implementierung des Aspektes „Kultur“ bewusst, gehen damit aber sehr unterschiedlich um. In den Interviews mit den AkteurInnen (2007) zeigten sich durchaus verschiedene Annäherungen an das Thema mit all seinen Implikationen, was im empirischen Teil dieser Arbeit zum Ausdruck gebracht wird. Interdisziplinarität und Zusammenarbeit zwischen ArchitektInnen und AnthropologInnen wurde zwar von allen SARCH-AkteurInnen in den Interviews als positiv und erstrebenswert erachtet (vgl. Interview Chorherr/ Fattinger/ Radinger/ Nikodem/ Hesse, 2007), der Plan für eine praktische Umsetzung einer solchen Kooperation steht allerdings noch aus.

2.4.3 Architektur und Anthropologie in der Entwicklungsarbeit

„Aid, by its very definition, is a manifestation of inequality.“
(Robb 2004 zit. in Schicho/Nöst 2006: 43)

„Entwicklungshilfe“ ist ein Terminus, der aus der Zeit nach dem zweiten Weltkrieg stammt und durch einen ständigen Wandel seiner Bedeutungsinhalte geprägt ist: von „nachholender Entwicklung“ über „Grundbedürfnisbefriedigung“ bis hin zu den „Milleniumszielen.“⁵ (vgl. Schicho/Nöst 2006: 44) Einen Beitrag zur Erreichung dieser Ziele zu leisten ist eine jener Aufgaben, die sich der Verein SARCH mit seinen Projekten vorgenommen hat. (vgl. Kapitel 3.2.1: Ideen und Ziele von SARCH)

Aber auch der Begriff „Entwicklungshilfe“ als solcher hat über die Zeit eine Veränderung erfahren. Die,

„[...] als paternalistisch anmutende Bezeichnung [wurde] in den 1980er Jahren zusehends durch die ‚Entwicklungszusammenarbeit‘ verdrängt.“ (Hödl 2006: 26)

⁵ Die Millennium Development Goals sind acht von der UNO verfasste Ziele, die bis 2015 erreicht werden sollen: *“The eight Millennium Goals (MDGs) – which range from halving extreme poverty to halting the spread of HIV/AIDS and providing universal primary education, all by the target date of 2015 – form a blueprint agreed to by all the world’s countries and all the world’s leading development institutions. They have galvanized unprecedented efforts to meet the needs of the world’s poorest. The Goals: 1. Eradicate extreme poverty and hunger, 2. Achieve universal primary education, 3. Promote gender equality and empower women, 4. Reduce child mortality, 5. Improve maternal health, 6. Combat HIV/AIDS, malaria and other diseases, 7. Ensure environmental sustainability, 8. Develop a global partnership for development.”* (Internet-Ressource: UN Millennium Goals [11.01.2008])

Diese sprachliche Modifikation, die dem Begriff eine positive Konnotation in Richtung Gemeinsamkeit und Partnerschaftlichkeit mit den Ländern des Südens vermitteln sollte, mündete jedoch nicht notwendigerweise in einer Haltungsänderung. Der Umdenkprozess von „Hilfe“ zur „Zusammenarbeit“ hat bis heute nicht oder nur zum Teil stattgefunden und es wird noch einiger Zeit bedürfen, bis „Entwicklungszusammenarbeit“ jenes Selbstverständnis erfährt, das ihr zusteht. (vgl. Hödl 2006: 26 f) (vgl. Kapitel 2.2)

„Entwicklungszusammenarbeit“ (vgl. Schicho/Nöst 2006: 45 ff) wird heute oft als ein Sektor nationaler und internationaler Wirtschaft verstanden, wobei ökonomische Konzepte das Handeln dominieren. Diese Meinung teilt der Großteil der EZA (Entwicklungszusammenarbeits)-AkteurInnen nicht, sie betrachten sich als etwas Eigenes im Rahmen jeweils unterschiedlicher Kontexte und Ziele. Die EZA-AkteurInnen verwenden für ihre Arbeit zwar dieselben zentralen Begriffe wie Entwicklung, Partnerschaft, Empowerment, Ownership, Partizipation etc., deren Bedeutungsinhalte werden aber der jeweiligen Situation angepasst.

„Entwicklungszusammenarbeit“ ist immer auf das Zusammenspiel dreier Komponenten gerichtet:

- die „AkteurInnen“, das sind jene, die mit politischer, finanzieller und technologischer Macht ausgestattet sind,
- der „Gegenstand“, auf den sich die Arbeit der „AkteurInnen“ konzentriert, und
- die „Betroffenen“, oder auch „Zielgruppe“ oder „Objekte“ genannt, deren Leben und Umwelt auf eine positive Weise verändert werden soll. (vgl. Schicho/Nöst 2006: 45 ff)

„Entwicklungszusammenarbeit“, richtig verstanden, sollte sich auf die dritte Gruppe, die Betroffenen, konzentrieren. Dann kann Entwicklung so definiert werden, wie dies im Bericht der „South Commission“⁶ 1990 festgeschrieben wurde, Entwicklung als

„[...] ein Prozess, der es den Menschen ermöglicht, ihre Fähigkeiten umzusetzen, Selbstvertrauen aufzubauen und ein erfülltes und menschenwürdiges Leben zu führen.

⁶ Die „South Commission“, Vorläufer des heutigen „South Centre“, wurde 1987 als unabhängige Körperschaft gegründet. Die Mitglieder sind Persönlichkeiten des „Südens“ mit unterschiedlichen Backgrounds und politischer Überzeugungskraft. Erster Chairman der Kommission war Julius K. Nyerere (Präsident von Tanzania). Ziel der „South Commission“ („South Centre“) ist die gemeinsame Bewältigung der Herausforderungen, mit denen die „Länder des Südens“ konfrontiert sind. (vgl. Internet-Ressource: South Centre – South Commission [22.04.2008])

Sie ist ein Prozess, der die Menschen von der Furcht vor Mangel und Ausbeutung befreit. Sie ist eine Bewegung weg von politischer, wirtschaftlicher oder sozialer Unterdrückung. [...] Entwicklung [...] bedeutet wachsende individuelle und kollektive Eigenständigkeit. Die Grundlagen nationaler Entwicklung müssen die eigenen menschlichen und materiellen Mittel sein, eingesetzt zur Befriedigung der eigenen Bedürfnisse.“

(South Commission Report 1990 zit. in Schicho/Nöst 2006: 47-48)

Ich denke, dass dieser Ansatz einen guten Rahmen dafür darstellt, was Entwicklungsarbeit impliziert und die Bandbreite dessen zeigt, was unter „Entwicklungszusammenarbeit“ zu verstehen ist.

Architektur und Anthropologie sind Teile dieses Prozesses, der die Verbesserung der Lebensbedingungen von Menschen in benachteiligten, peripheren Regionen, den so genannten „Entwicklungsländern“, zum Ziel hat. Für beide Disziplinen, Architektur und Anthropologie, steht der Mensch im Fokus des Interesses und beide sind von ihrem Selbstverständnis her dazu prädestiniert, wertvolle Entwicklungsarbeit zu leisten. Entwicklungsarbeit ist aber nicht eindimensional, sie ist komplex und das Zusammenwirken verschiedener Disziplinen und Bereiche ist notwendig, um zum gewünschten Erfolg zu gelangen. Eine Disziplin allein ist dabei überfordert. Es bedarf verschiedenster „Spezialisten“ aber auch der Einbindung der lokalen Bevölkerung, der „Betroffenen“, um Projekte in Entwicklungsländern zu Erfolgsprojekten zu machen.

Für ArchitektInnen bedeuten Projekte in „Entwicklungsländern“ zumeist eine große Herausforderung. Sie bauen auf unbekanntem Terrain für Menschen, die ihnen fremd sind, für die „Anderen“, deren soziales und kulturelles Umfeld sich vom eigenen unterscheidet. Es ist notwendig und wichtig, dass sich ArchitektInnen vor der konkreten Planungsphase die Frage stellen, wer sind „wir“, die Menschen in den Ländern des so genannten Westens oder Nordens, und wer sind die „Anderen“, die Menschen in den „Entwicklungsländern“? Und hier ist der Punkt, an dem die Grenzen der eigenen Disziplin überschritten und der Schulterschluss mit anderen Disziplinen vorgenommen werden sollte. Disziplinen wie zum Beispiel die Anthropologie sollten in die Überlegungen mit einbezogen werden, da AnthropologInnen über das know-how und das notwendige methodologische Werkzeug verfügen, um dem „Anderen“ in seinem sozialen und kulturellen Umfeld zu begegnen und seine Wünsche und Erwartungen an Projekte zu erfassen. (vgl. Rieger-Jandl 2006: 103 ff)

„Entwicklungsländer“ haben sich besonders in den letzten Jahrzehnten durch den Globalisierungsprozess und die vielfältigen Kontakte mit den westlichen Industrieländern stark verändert. Dieser Wandel hat auch die Lebensweise der Menschen in den Ländern des Südens entscheidend beeinflusst und es ist notwendig, auf diesen Wandel in den Projekten Bezug zu nehmen. Es ist wichtig, herauszufinden, wie die Menschen derzeit leben, wie sie bauen, welche Materialien sie verwenden – traditionelle oder „moderne“ – und warum sie diese verwenden. (vgl. Rieger-Jandl 2006: 103 ff)

Die Bedürfnisse der Menschen haben sich durch den Einfluss des „Westens“ verändert. Neue Wünsche wurden durch die Kontaktsituationen kreiert, die in den Planungsprozess integriert werden müssen. Es geht vor allem darum, die Menschen so zu erfassen, wie sie heute leben, es gilt herauszufinden, was ihre Bedürfnisse sind, welche Erwartungen sie mit dem Bauprozess verbinden. Diese anthropologischen Belange mit Architektur zusammenzuführen und sie in den Design-Prozess einfließen zu lassen wäre eine solide Basis für Bauaufgaben in „Entwicklungsländern“ und könnte die Akzeptanz der Projekte entscheidend verbessern. (vgl. ebd.)

All dies unterstreicht die Bedeutung der kulturellen Dimension in der Entwicklungsarbeit. Die Kategorien „Kultur“ und „Entwicklung“ müssen zusammengeführt und gemeinsam betrachtet werden, um erfolgreiche und „nachhaltige“ Projekte zu realisieren.

„It was only in 1984 that Peter Worsley first introduced culture as the ‚missing link‘ in development thinking.“ (Rieger-Jandl 2006: 109)⁷

Auf internationaler Basis ist die UNESCO (United Nations Educational Scientific and Cultural Organization), die zuständige Stelle für die kulturelle Dimension von Entwicklung. Im UNESCO-„Report of the Working Group on the Cultural Dimension of Development“ 1990, wird festgehalten, dass die Vernachlässigung kultureller Belange in Entwicklungsangelegenheiten für die Nichtbeachtung und Nichtübernahme guter Ideen verantwortlich zu machen sei. (vgl. Rieger-Jandl 2006: 109)

Um der Bedeutung der kulturellen Dimension Nachdruck zu verleihen, definiert die UNESCO folgende Prinzipien, die einen neuen Entwicklungszugang für die nächste Dekade sicherstellen sollen:

⁷ Peter Worsley: britischer Anthropologe und Soziologe

“- redefining development as necessarily including the cultural dimension
- emphasizing that the concept of culture goes beyond human resource development and the social dimension
- reiterating the plurality of cultural identities and the equality and importance of diverse culture, life-styles, traditional skills and wisdom all of which must be inputs to the development process.”

(UNESCO 1990 zit. in Rieger-Jandl 2006: 109)

Amos Rapoport⁸, Architekt und Anthropologe, hat im Zuge seiner Studien über die gebaute Umgebung und den Bezug zur Anthropologie einen in acht Kategorien unterteilten Fragenkatalog ausgearbeitet, der einen holistischen Zugang repräsentiert und die Interdependenz zwischen Architektur und Anthropologie zeigt. (vgl. Rapoport 1976: 12 ff) Die Abarbeitung eines solchen Fragenkataloges vor Beginn eines Projektes und die Implementierung der Antworten in den Planungsprozess wäre meines Erachtens ein gutes methodologisches Werkzeug, das die Ergebnisse von Bauprojekten in „Entwicklungsländern“ in positiver Weise beeinflussen könnte. Der Fragenkatalog führt aber auch vor Augen, dass „Bauen in Entwicklungsländern“ eine interdisziplinäre Aufgabe darstellt, die nur durch Zusammenarbeit verschiedener Disziplinen erfolgreich gelöst werden kann.

In der Folge eine Zusammenfassung der acht Kategorien architektonischer Grundsätze und Fragestellungen nach Rapoport: (vgl. Rapoport 1976: 12 ff)

Kategorie 1:

Dokumentation der räumlichen Siedlungsorganisation, Beschreibung der Konstruktionsmethoden und der baulichen Organisation (d.h., wie wird derzeit von wem gebaut?)

Kategorie 2:

Dokumentation der räumlichen Organisation innerhalb des Hauses sowie der Nutzung der verschiedenen Bereiche an Hand vorgegebener Regeln.

⁸ Amos Rapoport: geboren 1929 in Warschau, Polen, war u.a. Professor für Architektur an der University of Wisconsin-Milwaukee (emeritiert seit 2001). Sein Forschungsschwerpunkt liegt bei „*cross cultural and other comparative studies of environment-behavior relations (EBS)*“.
(vgl. Internet-Ressource: Rapoport Amos [01.10.2008])

Kategorie 3:

Evaluierung der Bedeutung des Hauses in Bezug zu anderen Bereichen der gebauten Umwelt durch den Ethnologen (d.h., welche Aktivitäten finden im Haus und welche anderswo statt)

Kategorie 4:

Analyse der Beziehung zwischen räumlichen und kognitiven bzw. linguistischen Kategorien (z.B., wie nimmt die räumliche Verteilung des Hauses Bezug auf kognitive oder linguistische Kategorien? Reflektiert das Haus solche Kategorien?)

Kategorie 5:

Dokumentation der Beziehung zwischen räumlicher und sozialer Organisation (wie spiegeln sich soziale Netzwerke in der Haus- bzw. Siedlungsstruktur wieder?)

Kategorie 6:

Datenerhebung zur Frage Privatheit und soziale Interaktion. Gibt es eine Korrelation zwischen Bevölkerungsdichte und sozialem Verhalten (z.B. Aggression) und wie wird Privatsphäre definiert und durchgesetzt?

Kategorie 7:

Dokumentation der Wertvorstellungen einer Gruppe/von Gruppen hinsichtlich einer idealen Umgebung. In wieweit reflektiert das Haus ein „ideales“ Paradigma? Welche spezifischen Qualitäten eines Hauses werden bevorzugt?

Kategorie 8:

Untersuchung des Kulturwandels in Bezug auf die gebaute Umgebung. Zeigt sich dieser Wandel nur in der Substitution traditioneller durch neue Materialien oder hat er auch Auswirkungen auf die räumliche Organisation? Ist dieser Wandel gewünscht und welche Auswirkungen hat er auf die traditionellen sozialen und kulturellen Muster?

Architektur, Anthropologie und Entwicklungsarbeit sind drei Domänen, die in einem westlichen Wissenschaftsverständnis zunächst für sich selbst stehen. Eine Interdependenz wird fürs erste nicht sichtbar, dennoch gibt es einen Zusammenhang. Architektur ist nicht Selbstzweck, sie ist auf den Menschen gerichtet, sie stellt den Menschen in den Mittelpunkt

des Designprozesses. Auch in der Anthropologie steht der Mensch im Fokus des Interesses, es gilt den Menschen in seinem Menschsein zu erfassen, in seinem sozialen, ökonomischen, politischen und kulturellen Umfeld.

Entwicklungsarbeit und vor allem „Bauen in Entwicklungsländern“ liegen als Themen am Schnittpunkt der drei Domänen. „Entwicklungsländer“ sind heute, im Zeitalter der Globalisierung, jene Orte, an denen ArchitektInnen und AnthropologInnen aufeinander treffen. Um ein bestmögliches Ergebnis für die Menschen vor Ort zu erzielen, sollten beide Disziplinen über ihren eigenen Schatten springen und in einem Miteinander Projekte realisieren, die Akzeptanz bei den Betroffenen in den „Entwicklungsländern“ finden.

All diese Punkte sind auch im Kontext der SARCH-Projekte von besonderer Relevanz. Im empirischen Teil dieser Arbeit werden sie in den Interviews vor allem mit AkteurInnen der Projekte thematisiert, analysiert und einer Bewertung im entwicklungspolitischen Kontext unterzogen.

3. DIE SARCH-PROJEKTE

3.1 „SARCH“: Ein Name mit komplexem Hintergrund

SARCH steht für „SOCIAL and SUSTAINABLE ARCHITECTURE“ und definiert mit drei Begriffen jene Ziele, die mit den Projekten, die diesen Titel tragen, erreicht werden sollen.

Was aber ist „soziale und nachhaltige Architektur“? Gibt es einen allgemeinen Konsens darüber oder eine Definition dieses Begriffes? Jeder hat seine eigene Vorstellung von „sozialer und nachhaltiger Architektur“, das haben meine Gespräche und Interviews mit AkteurInnen der Projekte gezeigt. (vgl. Kapitel 5.3.2: SARCH als „soziale und nachhaltige Architektur“?)

Für Rieger-Jandl (vgl. Interview, 2007) bedeutet Nachhaltigkeit nicht nur, den technischen Anforderungen zu genügen und auf die Gegebenheiten der Umwelt einzugehen. Sie bezieht Nachhaltigkeit auf das Leben und darauf, wie sich etwas einfügt, Nachhaltigkeit, die nicht nur die physische Umwelt betrifft, sondern auch die kulturelle und soziale Umwelt mit einschließt. (vgl. ebd.)

Ich möchte versuchen, „Soziale und nachhaltige Architektur“ in einen entwicklungspolitischen Kontext zu stellen, um zu einer möglichen Definition für diesen Begriff, der nicht einfach und selbstverständlich, sondern komplex und vielschichtig ist, zu gelangen. Dabei ist es zu allererst notwendig, sich mit dem Terminus der „Nachhaltigkeit“ zu beschäftigen, einem Begriff, der gegenwärtig vielfach verwendet und mit den unterschiedlichsten Bedeutungsinhalten versehen wird.

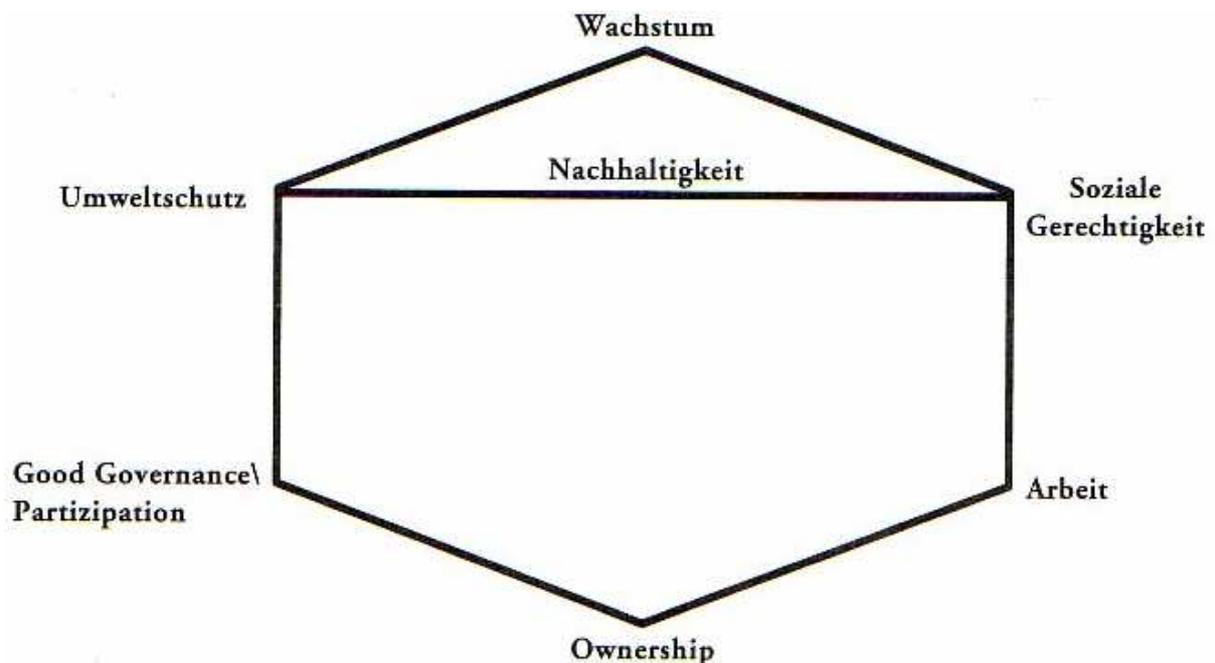
„Nachhaltigkeit“ berührt viele Bereiche des menschlichen Lebens, „[...] Nachhaltigkeit hat neben einer ökonomischen und ökologischen auch eine soziale und politische Dimension.“

(Nuscheler 2005: 246)

Das Zusammenspiel der verschiedenen Kräfte, die im Wesentlichen „Nachhaltigkeit“ konstituieren, bringt Nuscheler in Abwandlung des zivilisatorischen Hexagons von Dieter Senghaas (vgl. Senghaas, 1994) im „entwicklungspolitischen Hexagon“ zum Ausdruck. Er stellt einen Zusammenhang zwischen „Nachhaltigkeit“ und den auf sie einwirkenden Elementen her: soziale Gerechtigkeit, Arbeit, Ownership, Good

Governance/Partizipation, Umweltschutz und Wachstum. Nur eine Balance zwischen diesen Kräften kann die Lebenssituation der Menschen in den „Entwicklungsländern“ „nachhaltig“ verbessern. (vgl. Nuscheler 2005: 247)

Das entwicklungspolitische Hexagon: (Nuscheler 2005: 247)



Nachhaltige Entwicklung ist demnach eine „[...] dauerhafte, wirtschaftlich leistungsfähige, sozial gerechte und umweltverträgliche Entwicklung.“ (Nuscheler 2005: 382).

Nohlen spricht von einem Drei-Säulen-Modell der Nachhaltigkeit, der ökologischen, der sozialen und der ökonomischen Nachhaltigkeit, für die folgende Elemente von Bedeutung sind:

„(1) Ökol.N.: Verbesserung der Umweltqualität, Verringerung des Rohstoffverbrauchs, Verringerung des Energieverbrauchs, Schutz der biologischen Vielfalt, Risikovermeidung für Mensch und Umwelt; (2) soziale N.: selbstbestimmte Lebensführung durch eigene Arbeit, umweltverträgliche Befriedigung der *Grundbedürfnisse, Chancengleichheit und gesellsch. Grundsicherung, soziale Innovationen und Arbeitsgestaltung, aktive gesellsch. Teilhabe im Rahmen von Nachhaltigkeitsstrategien; (3) ökonom. N.: Funktionsfähigkeit des Wirtschaftssystems, Vollbeschäftigung und soziale Sicherung, ökon. Leistungsfähigkeit und Innovationskompetenz, intergenerationeller Ausgleich, int. Wirtsch. Stabilität.“
 (Nohlen 2002: 585, Heraushebungen im Original)

Eine Architektur, die sich an diesen Parametern der Nachhaltigkeit orientiert, könnte man meines Erachtens als „soziale und nachhaltige Architektur“ bezeichnen: Architektur, die die soziale Lage der Menschen auf Dauer verbessert mit dem Ziel einer selbstbestimmten Lebensführung, die soziale Gerechtigkeit beachtet, Partizipation und Ownership gewährleistet, den Faktor Ökologie im Hinblick auf Verringerung des Rohstoff- und Energieverbrauchs durch moderne Umwelttechnologien hochhält und den Menschen eine ökonomisch positive Perspektive für die Zukunft gibt.

3.2 Der Verein „SARCH“

SARCH ist ein gemeinnütziger Verein in Österreich, der 2004 auf Initiative von Christoph Chorherr⁹ gegründet wurde. Der Vorstand des Vereins setzt sich zusammen aus:¹⁰

Mag. Christoph Chorherr

Univ.Prof.Dipl.Ing. Roland Gnaiger

Dipl.Ing. Sabine Gretner

Mag. Christian Nohel

Der Verein agiert unabhängig, lädt Universitäten als Kooperationspartner ein, wählt in Zusammenarbeit mit Partnern in Südafrika Projekte aus (vgl. Kapitel 3.4: Südafrikanische Partner von SARCH) und unterstützt die Universitäten teils finanziell, vor allem aber mit Erfahrung.¹¹

3.2.1 Ideen und Ziele von SARCH

Die Intentionen von SARCH und die Handlungsräume, in denen der Verein agieren möchte, finden sich auf der Homepage des Vereins als breit gefächertes Spektrum von

⁹ Christoph Chorherr ist ein österreichischer Politiker. Er war von 1996 bis 1997 Bundessprecher der Grünen in Österreich und von 1997 bis 2004 Klubobmann der Wiener Grünen. Chorherr studierte Volkswirtschaftslehre mit Schwerpunkt Umweltökonomie an der Wirtschaftsuniversität Wien, an der er seit 1987 auch lehrt. (vgl. Internet-Ressource: Christoph Chorherr-Die Grünen [01.10.2008])

¹⁰ Internet-Ressource: SARCH – wer wir sind [24.01.2007]

¹¹ Internet-Ressource: SARCH-Institution, [23.4.2007]

Absichtserklärungen wieder. Die Vision „build together learn together“ steht dabei an oberster Stelle als Motto, das alle Projekte begleiten soll.

„Vision: build together learn together

Studierende aus europäischen Bildungseinrichtungen – v.a. aus Architekturfakultäten – entwerfen und bauen gemeinsam mit Einheimischen im Zuge ihrer Ausbildung kommunale Projekte (Schulen, Bibliotheken, Ambulanzen, Einrichtungen für sozial Benachteiligte) in Entwicklungsländern.

Ziele:

Realisierung notwendiger kommunaler Einrichtungen in squatter settlements in Entwicklungsländern.

Aufbau internationaler Netzwerke – Verknüpfung von Bildungseinrichtungen.

Entfaltung von Lernprozessen auf beiden Seiten (europäische Studierende – regionale Bevölkerung).

Angewandte Forschung im Bereich des nachhaltigen kostengünstigen Bauens in Entwicklungsländern.

Beitrag Wiens zu den in der Milleniumserklärung der Vereinten Nationen (2000) formulierten Entwicklungszielen: Armutsbeseitigung, Förderung von Nachhaltigkeit, Allgemeine Schulbildung.^{12 13}

3.3 Entstehung der SARCH-Projekte und ideologischer Hintergrund von SARCH

Zwei Ereignisse haben im Wesentlichen die SARCH-Projekte geprägt und zu ihrem Entstehen beigetragen:

1. 1994, nach dem Fall der Apartheid, und den ersten freien Wahlen in Südafrika beschloss die Stadt Wien auf Initiative des Stadtrates Christoph Chorherr und des Bürgermeisters Helmut Zilk eine Schule am Stadtrand von Johannesburg zu finanzieren. Das **Masibambane College** in der Township Orange Farm wurde errichtet. (vgl. Fattinger/Orso 2004: 9)

¹² Internet-Ressource: SARCH-Ideen und Ziele, [11.10.2007]

¹³ Die Milleniumserklärung enthält acht von der UNO verfasste Ziele (Millenium Development Goals), die bis 2015 erreicht werden sollen. (vgl. Internet-Ressource: UN Millenium Goals [11.01.2008])

2. Die Ausstellung: **“Just build it”**. Die Bauten des Rural Studio, die 2003 im Architekturzentrum Wien stattfand.

Das Rural Studio, der Ideenlieferant von SARCH, wurde 1992 vom Architekten Samuel Mockbee¹⁴ an der Auburn University, Alabama, gegründet.

„Everyone, rich or poor, deserves a shelter for the soul’, Samuel Mockbee believed. And so he launched the Rural Studio in 1992 to create homes and community buildings for poor people while offering hands-on education stressing community service. Choosing impoverished Hale County, Alabama for his bold experiment, Mockbee and his Auburn University students peppered this left-behind corner of the rural South with striking buildings of exceptional design.” (Oppenheimer/Hursley 2005: 2)¹⁵

Die Intention von Samuel Mockbee war, dass sich ArchitekturstudentInnen des Rural Studio im Rahmen ihrer Ausbildung mit praktischem Entwerfen und Bauen für Menschen, die unter materiellem Mangel leiden, beschäftigen sollten. Der gesamte Prozess der Planung und des Bauens sollte in engem Kontakt mit den künftigen Nutzern der Gebäude ablaufen. Das Ziel waren kostengünstige aber auch überzeugende Gebäude, wobei den StudentInnen nicht nur architektonisches Fachwissen, sondern auch soziale Kompetenz vermittelt werden sollte. (vgl. Architekturzentrum Wien 2003: 24 ff)

Das Prinzip des Rural Studios besteht darin, dass im Rahmen der Architekturausbildung circa fünfzehn StudentInnen des zweiten Studienjahres an jedem Projekt teilnehmen. Die StudentInnen ermitteln in Gesprächen mit den KlientInnen (den zukünftigen NutzerInnen der Gebäude) deren Bedürfnisse, sie arbeiten danach ihre Entwürfe aus und die KlientInnen entscheiden selbst, welcher Entwurf für sie realisiert werden soll. Jedes Haus soll dann innerhalb eines Jahres fertig gestellt werden. (vgl.ebd.)

Samuel Mockbee war der Ansicht (vgl. Architekturzentrum Wien 2003: 24 ff), dass Modellbauen und Zeichnen nicht Architektur seien. Das Rural Studio hole die Ausbildung

¹⁴ Samuel Mockbee gründete das Rural Studio 1992 gemeinsam mit Professor D.K. Ruth (beide Professoren an der Architekturfakultät der Auburn University) und leitete dies bis zu seinem Tod 2001. (vgl. Oppenheimer/Hursley 2005: 7)

¹⁵ Als Standort für die Häuser des Rural Studio wählte Samuel Mockbee Hale County aus, eine wirtschaftlich sehr benachteiligte Region des Bundesstaates Alabama, von deren Ursprünglichkeit und landschaftlicher Schönheit er beeindruckt war. Es war ein Ort, der von der Universität in Auburn weit genug entfernt war, damit die StudentInnen vom Campusleben nicht zu sehr abgelenkt würden. Aber auch die Tatsache, dass es in diesem Bezirk keine Bauvorschriften gab, machte Hale County zu einem guten Versuchsstandort. (vgl. Architekturzentrum Wien 2003: 41 f)

aus der Theorie heraus und führe den StudentInnen die lebensverändernde Macht der Architektur vor Augen.

„Durch ihre eigene Phantasie und Arbeit schaffen die StudentInnen etwas Wunderbares – architektonisch, sozial, politisch, ökologisch, ästhetisch. Das ist die Mission des Rural Studio.“ (Mockbee o.J. zit. in Architekturzentrum Wien 2003: 25)

Mit der Ausstellung „Just build it“. Die Bauten des Rural Studio, wollte man auf das Potential von Architektur im Hinblick auf die Verbesserung der Lebenssituationen von Menschen am Rande der Gesellschaft aufmerksam machen. Dazu wurden drei wesentliche Botschaften des Rural Studio thematisiert: (vgl. Marte 2003: 3):

1. StudentInnen lernen bauen: sie planen, entwerfen und realisieren die Projekte selbst aber vor allem auch gemeinsam mit jenen Menschen, für die die Projekte bestimmt sind.
2. Architektur ist „notwendig“: Menschen in bestimmten Situationen und mit konkreten Bedürfnissen brauchen spezielle architektonische Lösungen.
3. Kreative Nachhaltigkeit (sustainable architecture) soll am Ende des Prozesses stehen: kreative Lösungen in Bezug auf Materialien und Technologien, verbunden mit architektonischer Phantasie sollen helfen, die Situation der Betroffenen nachhaltig zu verbessern.

Im Rahmen dieser Ausstellung startete der Direktor des Architekturzentrums, Dietmar Steiner, den Aufruf an die Wiener Architekturfakultäten, „[...] *architektonische Sozialinterventionen als praktische Realisierungsübungen vermehrt in das Architekturstudium aufzunehmen.*“ (Fattinger 2006: 5)

Diese Anregung wurde von Christoph Chorgherr aufgegriffen. Er trat an die Technische Universität Wien, das Institut für Wohnbau und Entwerfen, mit dem Vorschlag heran, das 1994 von der Stadt Wien errichtete Masibambane College in der Township Orange Farm zu erweitern. Gemeinsam wurde in der Folge jenes Projekt geplant, das zum Pilotprojekt der späteren SARCH-Projekte werden sollte: ein Mehrzweckhaus zur Unterbringung von Gastlehrern des Masibambane College. Das Gebäude wurde 2004 fertig gestellt. (vgl. Fattinger 2006: 5 ff)

Um künftigen Projekten ähnlicher Art ein professionelles Fundament zu geben, wurde unter der Federführung von Christoph Chorgherr der gemeinnützigen Verein SARCH (Social and

Sustainable Architektur) gegründet, den man unter das besondere Motto „Build together, learn together“ stellte. (vgl. Fattinger 2006: 5 ff)

3.4 Südafrikanische Partner von SARCH

Für die Auswahl und Durchführung der Projekte vor Ort hat sich der Verein SARCH ein wichtiges Netzwerk an lokal verankerten Personen und Organisationen in Südafrika aufgebaut. Es sind dies AnsprechpartnerInnen in Johannesburg, die mit den lokalen Gegebenheiten vertraut sind und die in jeder Phase des Projektverlaufes wichtige Hilfestellungen leisten können. (vgl. Interview Chorcherr, 2007)

Einer der wichtigsten Partner von SARCH ist die NGO/NPO „Education Africa“.

„Education Africa“ wurde 1992 gegründet. Die vorrangigen Ziele der NGO sind: der marginalisierten Bevölkerung Südafrikas einen Zugang zu qualitativ guter Ausbildung zu ermöglichen, sowie die Relevanz von Bildung für diese Menschen bewusst zu machen.

Die Organisation hat ihren Hauptsitz in Johannesburg, es gibt aber auch Zweigstellen in den USA und in Großbritannien. Das Head Office in Johannesburg wird von James Urdang, dem Gründer und geschäftsführenden Direktor von „Education Africa“ geleitet.¹⁶

„Education Africa“ war bereits 1994 beim ersten Projekt von Christoph Chorcherr, dem Masibambane College, der lokale Partner in Südafrika.

Ein weiterer Partner von SARCH ist die NGO „Adopt a School“. Die Organisation wurde vom Südafrikaner Cyril Ramaphosa ins Leben gerufen, einem früheren ANC-Politiker und heute erfolgreichen Unternehmer, der einen beträchtlichen Teil seiner Gewinne in „seiner“ Organisation investiert.¹⁷

Die Visionen der „Adopt a School Foundation“ sind eine Verbesserung der Infrastruktur auf dem Gebiet der Bildungsstrukturen, um gleiche Voraussetzungen für alle südafrikanischen Kinder zu schaffen und vor allem die Förderung jener Kinder, die bisher benachteiligt waren.

¹⁶ Internet-Ressource: education africa [08.04.2008]

¹⁷ Internet-Ressource: adopt a school 1, [23.04.2007]

Die Ziele der Organisation werden folgendermaßen definiert:¹⁸

- Identifizierung jener Schulen, die in Not sind
- Bewusstseins-schaffung für die akuten Bedürfnisse der Schulen
- Mobilisierung von Hilfe für Schulen in Not
- Schaffung von Möglichkeiten zur Adoption von Schulen durch Private oder Companies
- Ermöglichung einer tragfähigen Beziehung zwischen den Schulen und jenen, von denen sie adoptiert werden
- Verbesserung des physischen Umfeldes in den Schulen
- Promotion des „Adopt a School“-Konzeptes
- Arbeit mit Gemeinden zur Verbesserung der Ausbildung
- Ermöglichung von Weiterbildung für arbeitslose Eltern, die an den Projekten teilnehmen.

„Adopt a School“ war ein wichtiger Partner von SARCH beim Kindergarten-Projekt „Olifantsvlei“ der Technischen Universität Innsbruck 2006. (vgl. Kapitel 3.6: Die realisierten SARCH-Projekte)

Der offizielle Ansprechpartner für SARCH in Johannesburg ist das „Social Department“, die Abteilung für Soziale Angelegenheiten der Stadtverwaltung in Johannesburg.

Das „Social Department“ unterstützt im Rahmen des „Social Development Programs“ Bildungseinrichtungen und leistet für SARCH wertvolle Hilfestellung bei der Auswahl von Projekten vor Ort. Vor allem bei der Auswahl von Kindergartenprojekten ist die dafür zuständige Ansprechperson des „Social Department“ eine wichtige Partnerin für SARCH. In Johannesburg werden die Kindergärten nicht von öffentlicher Hand, sondern ausschließlich von Privatpersonen errichtet und betrieben, und so ist die Auswahl jener Personen, für die Projekte realisiert werden sollen, besonders schwierig. (vgl. Interview Chorherr, 2007)

¹⁸ Internet-Ressource: adopt a school 2, [23.04.2007]

3.5 Ablauf der SARCH-Projekte

Der Ausgangspunkt jedes Projektes, so Chorherr im Interview 2007, liegt in Südafrika, entweder in Johannesburg, wo das „Social Department“ und die NGOs „Education Africa“ und „Adopt a School“ ihren Sitz haben, oder in der Township selbst, und hier vor allem in Orange Farm, wo die Mehrzahl der SARCH-Projekte realisiert wurde. Von hier aus werden die Projektvorschläge an Christoph Chorherr, der sich durch seine häufigen Reisen nach Johannesburg und seine persönlichen Kontakte mit den Verantwortlichen eine gute Kommunikationsebene vor Ort geschaffen hat, herangetragen. Die Bandbreite der gewünschten Objekte reicht vom Mehrzweckhaus über ein Tagesheim für obdachlose Menschen mit Behinderung, über ein Heim für behinderte Kinder bis zu Kindergärten. (vgl. Kapitel 3.6: Die realisierten SARCH-Projekte) Vor allem letztere wurden bei den bisher realisierten Projekten besonders stark berücksichtigt, sind sie doch die Basis für eine nachhaltige Verbesserung der Lebensbedingungen der Menschen in den Townships.

Aber nicht nur die Kindergärten sind ein besonderes Anliegen der SARCH-Verantwortlichen, auch die behinderten Menschen sind ein wichtiges Thema, das in entsprechenden Projekten seinen Niederschlag findet. Behinderte Menschen, seien es Kinder oder Erwachsene, nehmen in den Townships von Johannesburg eine starke Außenseiterposition ein. Sie sind häufig nicht in ihre Familien integriert und somit auf Hilfe von außen besonders angewiesen. (vgl. Interview Chorherr, 2007)

Nach der Projektauswahl in Südafrika setzt SARCH seine weiteren Aktivitäten in Österreich fort. In der Regel tritt Christoph Chorherr mit den Projektvorschlägen an österreichische Architekturfakultäten oder ähnliche einschlägige Bildungseinrichtungen heran. Besonders in letzter Zeit ist SARCH auch über die österreichischen Grenzen hinausgegangen. Internationale Bildungseinrichtungen wurden in die Projekte integriert, so vor allem Technische Universitäten aus Deutschland und der Schweiz. (vgl. Interview Chorherr, 2007) Manchmal, so Christoph Chorherr im Interview (2007), findet das beschriebene Procedere auch umgekehrt statt. Leiter von Architekturfakultäten werden von sich aus aktiv und wenden sich an ihn mit dem Wunsch, mit ihren Studierenden an einem SARCH-Projekt teilnehmen zu können.

Wenn das zu realisierende Projekt und die ausführende Architekturfakultät beziehungsweise das Institut feststeht, reist ein Team, bestehend aus den Projektverantwortlichen des Instituts, gemeinsam mit Christoph Chorherr in die Township, um einen Lokalausweis vorzunehmen. In Gesprächen vor Ort werden die Wünsche und Bedürfnisse der betroffenen Menschen erhoben und die Anforderungen an das Projekt definiert. (vgl. Interview Chorherr, 2007)

Die Entwurfs- und Planungsphase findet dann an der jeweiligen Universität, am jeweiligen Institut und zumeist im Rahmen einer Lehrveranstaltung statt. Für die Lehrveranstaltung, die das entsprechende Projekt in Südafrika zum Thema hat, bewerben sich zumeist viel mehr Studierende, als letztendlich an der Realisierung teilnehmen können. (vgl. Interview Fattinger, 2007)

Der Entwurfs- und Planungsprozess läuft je nach Universität bzw. Bildungseinrichtung, wie zum Beispiel Fachhochschule, um nur eine zu benennen, unterschiedlich ab. In jedem Fall aber werden die Resultate gemeinschaftlich, in partizipatorischen Prozessen erarbeitet. Zumeist wird in Gruppen gearbeitet, die unterschiedliche Themen behandeln, die schließlich in ein gemeinsames, vielschichtiges Ganzes wieder zusammengeführt werden. (vgl. ebd.)

Diese „Research-Gruppen“ befassen sich mit Aspekten der Material- und Baustoffwahl, mit Klimatechnik und Klimaschutz, mit kulturellen Aspekten, mit den politischen und sozialen Gegebenheiten in Südafrika und vielem anderen mehr. Ein wichtiges Thema ist die Finanzierung der Projekte: Sponsoren müssen akquiriert und die Projekte durch Öffentlichkeitsarbeit bekannt gemacht werden. (vgl. ebd.)

Die Finanzierung der Projekte erfolgt größtenteils durch Sponsoren – öffentliche und private – wobei der Verein SARCH unterstützend mit finanziellen Mitteln, aber vor allem mit know-how und einem Netzwerk, das SARCH den ProjektteilnehmerInnen zur Verfügung stellt, einspringt. Die Studierenden finanzieren ihren Flug nach Südafrika selbst, die Finanzierung der Aufenthaltskosten ist je nach Projekt unterschiedlich. (vgl. Interview Fattinger, 2007)

Nach Abschluss der Entwurfs- und Planungs- sowie der Vorbereitungsphase, die zumeist ein Semester in Anspruch nehmen, geht es an die Realisierung des Projektes. Die Studierenden, im Durchschnitt sind es an die zwanzig Personen, und die ihnen als Projektverantwortliche zur Seite stehenden Lehrenden reisen nach Südafrika, in die Township, in ein Land und eine Kultur, die den meisten von ihnen fremd ist. Sie setzen dort die von ihnen geplante

Architektur praktisch und aus eigener Kraft in einem vorgegebenen, knapp bemessenen Zeitrahmen um. Die Studierenden haben zu diesem Zeitpunkt zumeist nur wenig praktische Erfahrungen mit dem Bauen und die Realisierung der Projekte ist für sie in vielfacher Hinsicht eine Herausforderung. (vgl. Interview Fattinger, 2007)

Was ist die Triebfeder, was ist das Motiv, sich auf so ein Projekt einzulassen? Ist es das Abenteuer oder das soziale Gewissen, oder ist es eine Kombination von alledem, und hat Architektur einen sozialen Auftrag oder gibt es so etwas, wie „architektonische Entwicklungshilfe“? Wo finden sich die Visionen und Ziele von SARCH und vor allem das Motto „Build together, learn together“ in den Projekten wieder und was können solche Projekte in den Townships von Johannesburg bewirken?

Fragen, die an die SARCH-Projekte, an die Verantwortlichen und an die Akteure gestellt werden müssen und die ich mit Hilfe meiner Recherchen in dieser Arbeit beantworten möchte.

3.6 Die realisierten SARCH-Projekte

Folgende SARCH-Projekte wurden in der Zeit von 2004 bis 2008 in Südafrika realisiert:

MASIBAMBANE, ORANGE FARM TOWNSHIP PROJECT 2004

Gebäude/Funktion: Mehrzweckhaus

Standort: Orange Farm - Johannesburg

TU Wien, Institut für Architektur und Entwerfen, Abteilung für Wohnbau und Entwerfen

Teilnehmer: 3 ProjektleiterInnen, 9 Studierende

Bauzeit: 5 Wochen, Fertigstellung März 2004

MODIMO O MOHOLO, ORANGE FARM TOWNSHIP PROJECT 2004

Gebäude/Funktion: Behindertentagesheim

Standort: Orange Farm – Johannesburg

TU Wien, Institut für Architektur und Entwerfen, Abteilung für Wohnbau und Entwerfen

Teilnehmer: 3 ProjektleiterInnen, 16 Studierende

Bauzeit: 5 Wochen, Fertigstellung März 2004

TEBOGO

Gebäude/Funktion: Heim für Kinder mit Behinderungen

Standort: Orange Farm – Johannesburg

Kunstuniversität Linz – Die Architektur – Klasse Prof. Gnaiger

Teilnehmer: 4 ProjektleiterInnen, 23 Studierende

Bauzeit: 5 Wochen, Fertigstellung Februar 2005

MODIMO O MOHOLO EXTENSION, ORANGE FARM TOWNSHIP PROJECT 2004

Gebäude/Funktion: Behindertenwohnheim

Standort: Orange Farm – Johannesburg

TU Wien, Institut für Architektur und Entwerfen, Abteilung für Wohnbau und Entwerfen

Teilnehmer: 3 ProjektleiterInnen (2 DiplomandInnen, 1 Diplombetreuer),

15 Studierende (temporär für 4 Wochen)

Bauzeit: 14 Wochen, Fertigstellung April 2005

THEMBELIHLE CRÈCHE – WEILERS FARM TOWNSHIP PROJECT

Gebäude/Funktion: Kindergarten

Standort: Weilers Farm – Johannesburg

TU Graz, Institut für Architekturtechnologie

Teilnehmer: 3 ProjektleiterInnen, 21 Studierende

Bauzeit: 6 Wochen, Fertigstellung März 2006

MONTIC SKILL CENTRE

Gebäude/Funktion: Erwachsenenbildungseinrichtung

Standort: Magagula Heights – Johannesburg

Fachhochschule Kuchl - Studiengang Baugestaltung Holz

Teilnehmer: 2 ProjektleiterInnen, 23 Studierende

Bauzeit: 5 Wochen, Fertigstellung März 2005

KINDERGARTEN EMMANUEL DAY CARE

Gebäude/Funktion: Kindergarten

Standort: Orange Farm – Johannesburg

TU Wien, Institut für Architektur und Entwerfen, Abteilung für Wohnbau und Entwerfen

Teilnehmer: 1 Projektleiter, 19 Studierende
Bauzeit: 6 Wochen, Fertigstellung März 2006

MONTIC FACTORY PRIMARY SCHOOL

Gebäude/Funktion: Kindergarten
Standort: Magagula Heights – Johannesburg
RWTH Aachen, Lehrstuhl für Gebäudelehre und Entwerfen
Teilnehmer: 4 ProjektleiterInnen, 20 Studierende
Bauzeit: 6 Wochen, Fertigstellung April 2006

OLIFANTSVLEI PRESCHOOL

Gebäude/Funktion: Kindergarten
Standort: Kliptown – Johannesburg
TU Innsbruck, studio 3, Institut für experimentelle Architektur
Teilnehmer: 3 ProjektleiterInnen, 33 Studierende
Bauzeit: 6,5 Wochen, Fertigstellung Oktober 2006

BAYA KINDERGARTEN (vgl. Abb. 1, 2 und 3)

Gebäude/Funktion: Kindergarten
Standort: Orange Farm – Johannesburg
Kunstuniversität Linz – Die Architektur – Klasse Prof. Gnaiger
Teilnehmer: 5 ProjektleiterInnen (3 Diplomandinnen, 1 Diplombetreuer, 1 Bauleiter)
20 Studierende
Bauzeit: 10 Wochen, Fertigstellung Oktober 2006 (vgl. Fattinger 2006: 6-11)

KHANYSANI PRESCHOOL

Gebäude/Funktion: Kindergarten
Standort: Orange Farm – Johannesburg
TU München, Institut für Entwerfen und Bautechnik, Fachgebiet Holzbau,
Institut für Landschaftsarchitektur und Öffentlichen Raum
Teilnehmer: 36 Personen (ProjektleiterInnen und Studierende)
Bauzeit: 5,5 Wochen, Fertigstellung September 2007-10-23.¹⁹

¹⁹ Internet-Ressource: TU München 1/2/3/4, [29.11.2007]

Das zum Zeitpunkt dieser Arbeit aktuellste SARCH-Projekt ist das **ITHUBA SKILL COLLEGE** in der Township Magagula Heights, 40 km südlich von Johannesburg. Die Schule befindet sich auf dem Grundstück eines aus Österreich ausgewanderten Milchproduzenten. Auf dem etwa 15.000 m² großen Areal wurden bereits zwei SARCH-Projekte realisiert: das MONTIC SKILL CENTRE durch die Fachhochschule Kuchl, 2005, und die MONTIC FACTORY PRIMARY SCHOOL durch die RWTH Aachen, 2006 (siehe Auflistung der Projekte). Das Schulgebäude des ITHUBA SKILL COLLEGE wurde in der Zeit von Februar bis März 2008 durch 16 Studierende und drei BertreuerInnen des Instituts für Architekturtechnologie der TU Graz, gemeinsam mit Schülern und Schülerinnen (den künftigen Nutzern des Gebäudes) errichtet. Den Außenbereich der Schule gestalteten Studierende der Wiener Universität für Bodenkultur.²⁰

Die Auflistung der bisher realisierten Projekte zeigt die große Bandbreite an Aufgabenstellungen, mit denen der Verein SARCH konfrontiert ist. Die zahlreichen AkteurInnen der Projekte kommen von unterschiedlichen Bildungseinrichtungen aus dem In- und Ausland: von Technischen Universitäten, einer Kunstuniversität, einer Fachhochschule sowie der Universität für Bodenkultur. Die Widmung der Gebäude, die in den Townships von Johannesburg errichtet wurden, zeigt, dass der Verein SARCH Kindergärten als einen besonderen Schwerpunkt erachtet. Es wurden aber auch Heimstätten für behinderte Menschen, ein Mehrzweckgebäude für Schule und Gemeinde und, als aktuelles Projekt, eine Schule errichtet, die nicht nur „klassische“ Kenntnisse, sondern auch „skills“, praktische Fähigkeiten, vermitteln soll.²¹

²⁰ Internet-Ressource: TU Graz 1 [14.04.2008], 2/3/4/5, [08.02.2008]

²¹ Internet-Ressource : ITHUBA SKILL COLLEGE [14.04.2008]



Abb. 1



Abb. 2



Abb. 3

© Gregor Radinger, 2006

Abb. 1 BAYA KINDERGARTEN
Das Haus

Abb. 2 BAYA KINDERGARTEN
Lokale Mitarbeiter

Abb. 3 BAYA KINDERGARTEN
Die künftigen "Nutzer"

3.7 Die SARCH-Projekte in der öffentlichen Wahrnehmung und die mediale Relevanz von „Social and Sustainable Architecture“

Die Aktualität und Bedeutung „sozialer und nachhaltiger Architektur“ zeigt sich in immer wiederkehrenden Veranstaltungen zu diesem Thema. Vor allem das Architekturzentrum Wien hat sich mit bisher drei Ausstellungen dieser Materie besonders angenommen und wesentlich zur Bewusstseinsbildung um diese Problematik beigetragen.

Die erste Veranstaltung des Architekturzentrums Wien auf diesem Gebiet war 2003 die Ausstellung „Just build it“ über das Rural Studio von Samuel Mockbee, Vorbild und Ideenlieferant der späteren SARCH-Projekte. (vgl. Kap. 3.3: Entstehung der SARCH-Projekte und ideologischer Hintergrund von SARCH))

Im Jahr 2004 wurden die ersten beiden Projekte der Technischen Universität Wien, das MODIMO O MOHOLO Behindertentagesheim und das Mehrzweckhaus für das MASIBAMBANE COLLEGE, in der Ausstellung „JOBURG NOW! Baustelle Südafrika“ präsentiert. (vgl. Fattinger/Orso 2004: 11)

Die bisher umfangreichste Präsentation der SARCH-Projekte fand im November 2007 im Architekturzentrum Wien statt. Die Ausstellungseröffnung wurde von einem dreitägigen Kongress begleitet. Sowohl Ausstellung als auch Kongress gingen weit über eine reine Präsentation der realisierten Projekte hinaus und die Vielschichtigkeit des Themas und der Projekte wurde in vielen kritischen Stellungnahmen zum Ausdruck gebracht.

Bereits der Titel der Ausstellung: „Un jardin d’hiver, präsentiert: **„Bottom up. Bauen für eine bessere Welt“**, 9 Projekte für Johannesburg“ weist auf die Problematik des Themas hin und zeigt die kritisch-philosophische Annäherung des Ausstellungskurators an diese Thematik. „Un jardin d’hiver“ ist für ihn jener Blickwinkel, von dem aus wir „westliche“ Menschen den „exotischen“ Süden betrachten. „Un jardin d’hiver“, der Wintergarten, steht für einen beliebten Aufenthaltsort der Bourgeoisie des 19. Jahrhunderts, in dem exotische Pflanzen gezogen und Objekte aus „fernen Welten“ präsentiert wurden. (vgl. Porsch 2006: o.S.)

„Der Wintergarten, pittoresker Raum von ‚Vorstellung von Wirklichkeit‘, der als Gebäudetypus technisches Know-how auf der Höhe der Zeit realisiert und repräsentiert und gleichzeitig in Bilderwelten das Fremde, das Andere ‚beheimatet‘, spielt als Wendung und Bild die Rolle einer Metapher für die beschriebene Problematik. Er steht für denjenigen Aspekt von Repräsentation, der Inklusion, Einschluss, Vereinnahmung, Benennung bedeutet, Domestizierung – also Zähmung und Züchtung (z.B.) des ‚Anderen‘, das als Rohstoff der je eigenen Weiterentwicklung (hier z.B. der Architektur), des je eigenen Fortschrittes dient.“ (Porsch 2006: o.S.)

Der Architektur-Kongress „Bottom up. Bauen für eine bessere Welt“, der als integrale Veranstaltung zur Ausstellung der SARCH-Projekte angedacht war, brachte viele offene Fragen und auch zahlreiche Kritikpunkte bezüglich der SARCH-Projekte zur Sprache. In den Diskussionen, die den Projektpräsentationen folgten, wurden, vor allem vom architekturkundigen Fachpublikum, folgende Fragen und Stellungnahmen zum Ausdruck gebracht:

- Welche Rolle kommt der Architektur zu? Wie weit muss die Architektur auf lokale Verhältnisse eingehen?
- Verkörpert die Architektur selbständige Werte?
- Hat Architektur eine ethische Funktion? Vermittelt Architektur eine ethische Botschaft?
- Darf man europäische Architektur nach Afrika exportieren? Wie legitimiert man europäische Architektur in Südafrika?
- Was nach „unserem“ Verständnis am besten ist, wird gebaut. Ist das zu rechtfertigen?
- Es wurde kritisch vermerkt, dass die Projekte ein wenig eitel wirken und dass Berichte darüber fehlen, wie die Projekte in Südafrika angenommen werden.
- Handelt es sich wirklich um „bottom-up“ Projekte, oder sind die Projekte nicht eher „top-down“ ?
- Wie wird sustainability in diesem Zusammenhang gesehen?

(vgl. Kongressprotokoll Leithner, 2006)

All diese Fragen sind vielschichtig und vernetzt und können von der Disziplin der Architektur allein nicht beantwortet werden. Es bedarf dazu einer interdisziplinären Kommunikation und Kooperation.

„Bauen in Entwicklungsländern“ bedarf neuer Zugänge und innovativer Lösungen, die über die Disziplin der Architektur hinausgehen, eine Forderung, die Andrea Rieger-Jandl

anlässlich ihres Kongress-Vortrages „Architektur und Kultur, Bauen im Spannungsfeld globaler Vernetzung“ in den Raum stellte. (vgl. Kongressprotokoll Leithner, 2006)

Die mediale Beachtung der SARCH-Projekte beschränkt sich jedoch nicht nur auf Architekturausstellungen und Architekturkongress, sie kommt auch in Radio- und Fernsehbeiträgen zum Thema sowie in zahlreichen Publikationen in Printmedien zum Ausdruck.

Internationale Aufmerksamkeit erlangte das Projekt „TEBOGO“, Heim für Kinder mit Behinderungen, der Kunstuniversität Linz (vgl. Kapitel 3.6: Die realisierten SARCH-Projekte), da es als „erstes Solarpassivhaus in Südafrika“ den „Energy Globe“ – The world award for sustainability, in der Kategorie „Jugend“ 2006 erhielt.

„Im Wesentlichen zeigt das Projekt „TEBOGO“ neben der Verwendung von ‚kostenlosem‘, allen zugänglichem Baumaterial (Lehm, Gras) und der Einbindung lokaler Arbeitskräfte ein ‚Bauen als Weg zu einer nachhaltigen ökonomischen und ökologischen Klimabewältigung‘.“²²

²² Internet-Ressource: energy globe, [22.10.2007]

4. Stadtentwicklung von Johannesburg, die Townships und die politische und ökonomische Entwicklung in Südafrika

Um die SARCH-Projekte in Südafrika richtig verorten zu können, ist es notwendig, einen Blick auf die politische und wirtschaftliche Entwicklung des Landes zu werfen. Goldvorkommen und eine restriktive Rassentrennungspolitik haben das Land geprägt und sind bis heute sichtbare Zeichen der wechselhaften Geschichte Südafrikas. Johannesburg ist heute eine Metropole, die ihre eigene Sprache spricht und deren Entwicklung nur aus einem historischen Kontext heraus verstanden werden kann. Auch die Townships der südafrikanischer Großstädte – jene Orte, an denen die SARCH-Projekte realisiert werden – sind Zeugen der räumlichen und sozialen Trennung der Bevölkerungsgruppen durch die Apartheids-Politik.

4.1 Südafrika (Republik Südafrika: RSA)

Die Republik Südafrika hat eine Fläche von 1,2 Millionen Quadratkilometern mit einer Bevölkerung von 50,1 Millionen Menschen (Stand 2001). Die Lebenserwartung beträgt 48,5 Jahre (Stand 1999). Die Analphabetenquote beläuft sich auf 15 % (Stand 1999) (vgl. Nohlen 2002: 747)

Bevölkerungsstruktur:

Die RSA verfügt über eine äußerst heterogene Bevölkerungsstruktur. Die stärkste Volksgruppe sind Schwarzafrikaner, mit 30,9 Millionen (1994) Menschen, das sind 76,1% der Gesamtbevölkerung, gefolgt von Weißen, mit 5,2 Millionen (12,8 %), Farbigen (Coloured), mit 3,5 Millionen (8,5 %) und Asiaten (vor allem Inder), mit 1,0 Millionen (2,6 %). Entsprechend der Bevölkerungsstruktur ist auch die Sprachenvielfalt. Für ca. 15 % der Bevölkerung ist Afrikaans die Muttersprache (vor allem für Weiße holländischen Ursprungs) sowie für den überwiegenden Teil der Farbigen. Weiße englischer Herkunft und Inder sprechen Englisch (9 %). Für den Großteil der Südafrikaner sind jedoch isiZulu (22 %) und isiXhosa (18 %) die Muttersprachen, es sind dies die Sprachen der beiden größten Volksgruppen, der Zulu und Xhosa. (vgl. Nohlen 2002: 748 ff)

Politische Entwicklung – Apartheid

Als Geburtsstunde des heutigen Südafrika gilt das Jahr 1652 mit der Landung von Jan van Riebeeck. Er gründete für die Niederländische Vereinigte Ostindienkompanie in Kapstadt eine Proviantstation für die Schiffe. Ende des 18. Jhdts. übernahm Großbritannien die Kontrolle über die Kapkolonie. In den Jahren 1870 bis 1880 löste die Entdeckung der Diamanten- und Goldvorkommen ein verstärktes ökonomisches Interesse an Südafrika aus. In der Folge kam es zu einer starken Einwanderung aus Europa. (vgl. Nohlen 2002: 748 ff)

1899 erfolgte, nach Eskalation der burisch-britischen Konflikte, der Ausbruch der so genannten „Burenkriege“. Diese endeten 1902 in einem Friedensschluss, wobei die Burenrepubliken den Status britischer Kronkolonien erhielten. (vgl. ebd.)

Am 31.5.1910 kam es zur Gründung der Südafrikanischen Union, die vier Teilgebiete umfasste: Kapprovinz, Transvaal, Oranje-Freistaat und Natal. Basis dieses, erstmals de facto unabhängigen südafrikanischen Staates, war die Versöhnung zwischen Buren und Briten sowie die Wahrung der Interessen der nicht-weißen Bevölkerungsmehrheit. Letztere wurde jedoch vom politischen Leben praktisch völlig ausgeschlossen. (vgl. ebd.)

Von 1919 bis 1948 bekleideten drei ehemalige Burengeneräle das Amt des Regierungschefs, von 1948 bis 1994 stellte die National Party (NP) die Regierung, die einen systematischen Ausbau der Rassentrennung in Südafrika vorantrieb. (vgl. ebd.)

Der Begriff Apartheid (afrikaans) ist Synonym für die vor allem seit 1948 in Südafrika verfolgte Politik der Rassentrennung. Basis dieser Politik war die Aufrechterhaltung der Dominanz der weißen Minderheit, wobei allen nicht-weißen Volksgruppen nur abgestufte Bürgerrechte eingeräumt wurden. (vgl. Nohlen 2002: 50 f)

Wenn man von Apartheid spricht, so muss unterschieden werden zwischen einer sozialen Trennung der Rassengruppen durch Schaffung von getrennten öffentlichen Einrichtungen auf allen Ebenen, der so genannten „sozialen Apartheid“, und einer „territorialen Apartheid“. Letztere bedeutet eine räumliche Trennung durch die Schaffung separater Siedlungsgebiete für Schwarze, den so genannter „Homelands“, die den einzelnen Ethnien zugeordnet wurden. Getrennte städtische Wohngebiete wurden in den „Group Areas Acts“ festgelegt. (vgl. ebd.)

1984 wurde im Rahmen einer Verfassungsreform erstmals eine Lockerung der Apartheid-Gesetze beschlossen. Den Mischlingen und Asiaten wurde ein begrenztes politisches Mitspracherecht eingeräumt, die schwarze Bevölkerung blieb dabei jedoch unberücksichtigt. (vgl. Nohlen 2002: 50 f)

Erst 1991 kam es zur Aufhebung von zwei der drei wichtigsten Apartheid-Gesetze, der „Land Acts“ (Verbot von Landeigentum für Schwarze) sowie der „Group Area Acts“ (Trennung der Wohngebiete nach Hautfarbe). Der „Population Registration Act“, der die Erfassung der Bevölkerung nach „rassischen“ Kriterien regelte, blieb weiter in Kraft. (vgl. ebd.)

Die de facto Abschaffung der Apartheid erfolgte 1992, als sich die Mehrheit der weißen Bevölkerung in einem Referendum gegen die Rassentrennung aussprach und der amtierende Präsident de Klerk und Nelson Mandela die Demokratisierung des Landes vereinbarten. (vgl. ebd.)

1994 kam es zu den ersten freien Wahlen in Südafrika, bei denen der ANC (African National Congress), mit Nelson Mandela als Parteiführer und Symbolfigur, rund 63 % der Stimmen und Mandate gewinnen konnte. Mandela übernahm das Amt des Staatspräsidenten und bildete eine für fünf Jahre angelegte Regierung der Nationalen Einheit. Leitbild war eine „kooperative Regierung“, eine föderale Staatsstruktur mit einer kompetenzreichen Zentralgewalt. (vgl. ebd.)

Bei den Wahlen 1999 konnte der ANC seine Mehrheit sogar noch leicht ausbauen (66 %) und unter dem neuen Präsidenten Thabo Mbeki die begonnene Politik fortsetzen. (vgl. ebd.)

Thabo Mbeki bestreitet mittlerweile seine zweite Amtszeit, die 2009 endet. Den Vorsitz des Afrikanischen Nationalkongresses (ANC) musste Mbeki im Dezember 2007 an Jacob Zuma, den bisherigen Vize-Vorsitzenden abgeben. Der ANC ist derzeit tief gespalten. Die Mittelklasse steht hinter Präsident Thabo Mbeki, die ärmere Bevölkerung hinter dem ehemaligen Freiheitskämpfer Jacob Zuma, der gute Chancen hat, 2009 zum neuen Präsidenten Südafrikas gewählt zu werden.

(vgl. Schwikowski 2007: 3)

Aktuelle Entwicklung: Am 21. September 2008 erklärte Thabo Mbeki auf Druck des Exekutivkomitees des ANC seinen Rücktritt.²³

4.2 Johannesburg

Johannesburg ist die Hauptstadt der Provinz Gauteng. Die Stadt liegt auf einer Höhe von ca. 2.000 Metern und umfasst eine Fläche von 1.645 Quadratkilometern. Die Einwohnerzahl beträgt über 3 Millionen (3.3 Millionen laut Census 2001) und setzt sich zusammen aus 73 % Schwarzen, 16 % Weißen, 6 % Coloureds und 4 % Asiaten.

(vgl. Fattinger/Orso 2004: 12)

Der Großraum von Johannesburg, der sich von Orange Farm im Süden bis Midrand im Norden erstreckt, ist mit nahezu 8 Millionen Einwohnern der größte urbane Komplex im südlichen Afrika.²⁴

„Johannesburg ist ein rauher [sic!] Ort, nicht schön oder attraktiv im landläufigen Sinn. Die sozialen und politischen Umwälzungen Südafrikas haben sich in das Bild der Stadt eingegraben.“ (Rasmuss 1997: 534)

Johannesburg ist eine Stadt voller Gegensätze und Ambivalenzen, in denen zu leben für Europäer nur schwer vorstellbar ist. Lindsay Bremner,²⁵ Architektin und Stadtplanerin, lebt in dieser Stadt, sie analysiert die gegenwärtige Entwicklung der Stadt und arbeitet an Lösungsvorschlägen für eine bessere Zukunft der Menschen in Johannesburg.

Das „Insiderwissen“ von Lindsay Bremner nehme ich zum Anlass und beziehe mich im Folgenden auf zwei ihrer Beiträge, die sie im Kontext der Architektur-Biennale Venedig 2006 und der Documenta 11, 2002, verfasst hat, die das Gegenwartsbild von Johannesburg charakterisieren und sich mit den Problemen, Verflechtungen und möglichen Perspektiven für die Zukunft auseinandersetzen.

²³ Internet-Ressource: THABO MBEKI, [01.10.2008]

²⁴ Internet-Ressource: JOHANNESBURG, Südafrikas Wirtschaftszentrum [01.10.2008]

²⁵ Lindsay Bremner is an architect and urbanist, living in Johannesburg. She is currently an honorary research professor at Wits School of Arts at the University of the Witwatersrand. She has published widely and lectured extensively on the city. (Bremner 2006: 169)

Bremner (2006) zeichnet in ihrem Biennale-Beitrag zwei Szenarien von Johannesburg, die heute auch Teil der Realität des Lebens in dieser Stadt sind (vgl. Bremner 2006: 169 ff)

Der Zentral-Busbahnhof mit dem 20-stöckigen Gandhi-Square Tower, an dem das gigantische Bild zweier junger schwarzer Männer zu sehen ist, der eine vor einem Sofa mit Zebrastreifen, der andere in einem modernen Badezimmer. Beide Männer haben nackte Oberkörper und sind nur mit abgeschnittenen Jeans bekleidet. Sie schauen herausfordernd auf einen Werbespot mit „AXE Deodorant für Männer“. (vgl. ebd.)

Zweites Szenario: ein Luxushotel im Norden von Johannesburg, kaum sichtbar, diskret eingebettet unter Dächern aus Gras, exquisite Suiten, offen zu einem Holzdeck. Hier logiert an den Sonntag Nachmittagen Johannesburgs schwarze Elite, parkt ihre Luxus-Limousinen auf dem Holzdeck und gibt viel Geld für dicke Zigarren und teuren Brandy aus, der von jungem, weißen Personal serviert wird. (vgl. ebd.)

Auch das ist Johannesburg, ein Experimentierfeld der Identitätsfindung für die Menschen, die in dieser Stadt leben. Eine Stadt, die geprägt ist vom Wandel von einer ethnisch getrennten Kolonialstadt zu einer überquellenden, multikulturellen, kosmopolitischen Stadt. (vgl. Bremner 2006: 169 ff)

Johannesburg entstand 1886 als Zentrum der Witwatersrand-Goldminen, der weltweit reichsten Goldvorkommen. Vom Goldgräber-Zeltlager, zur Goldgräber-Stadt, zur Kolonialstadt mit all den sichtbaren Zeichen der Apartheid hat sich Johannesburg in dieser relativ kurzen Zeit zu einer der wichtigsten Metropolen Afrikas gewandelt. (vgl. ebd.)

Johannesburg hat, so Lindsay Bremner, in seiner Geschichte fünf Mal eine entscheidende Veränderung erfahren:

Erstmals 1895, als der Aktienboom an der Johannesburger Börse das Goldgräbercamp in eine viktorianische Stadt verwandelte. Dann 1930, als die Goldpreise stark anstiegen und fremdes Kapital in die Stadt floss. Johannesburg wurde zum „Little New York“, was in fünf Wolkenkratzern, der höchste, Escom House, mit 21 Stockwerken der größte in Afrika, seinen Ausdruck fand. Nach dem Zweiten Weltkrieg wurde die Umgebung von Hillbrow, ein Stadtteil von Johannesburg, der für seine Modernität in der Architektur bekannt war, zum beliebten Ziel europäischer Immigranten. Den nächsten großen Wandel erfuhr Johannesburg

in den 1960er Jahren, als der Apartheid-Bauboom einsetzte und das Stadtbild entscheidend veränderte. Große Gebäude, Autobahnen, Medientürme, Spitäler und Universitäten entstanden, als Ausdruck des Wohlstandes und der Modernität der Stadt. Die letzte große Transformation erfuhr die Stadt in den frühen 1990er Jahren mit dem Fallen der Apartheidsgrenzen. Das modernistische Zentrum wurde durch die Flucht des öffentlichen Sektors ausgehöhlt und die weiße Bevölkerung verlegte ihre Wohnstätten in den Norden der Stadt. Sandton wurde zum neuen Stadtzentrum und Zentrum des finanziellen und öffentlichen Sektors. (vgl. Bremner 2006: 169 ff)

Lindsay Bremner beschreibt in ihrem Biennale-Beitrag (2006) das heutige Johannesburg als eine Stadt, die geprägt ist vom Nebeneinander verschiedener Welten. Welten, die zwar getrennt aber dennoch auf vielfältige Weise miteinander verschlungen sind. Straßenhändler neben Luxus-Limousinen, versteckter, informeller Handel mit Markenartikeln, Prostitution auf den Vorstadtstraßen und vieles mehr. Viele der so genannten „Neureichen“ der schwarzen Mittelklasse bewegen sich zwischen diesen Welten. Ihr Arbeitsleben findet in den umzäunten Enklaven des Nordens statt, am Wochenende aber kehren sie heim zu ihren Familien in die Townships und werden Teil jener Kultur, der sie sich noch immer zugehörig fühlen. (vgl. ebd.)

Gleichzeitig mit der Entwicklung zu mehr Mobilität hat ein anderes Phänomen in Johannesburg Platz gegriffen, die Stadt hat „dicht gemacht“. Aus Angst vor Kriminalität ziehen sich die Menschen in die Vorstädte zurück, sie leben hinter Zäunen, Palisaden, Mauern und Sicherheitstoren. Die Firmen, die sich im Zentrum Johannesburgs befinden, agieren in abgeschlossenen Gebäudekomplexen, „sicheren Kokons“, in denen die Menschen arbeiten und ihre Einkäufe tätigen können. (vgl. Bremner 2002: 153 ff)

Das Leben in Johannesburg, so Lindsay Bremner, dreht sich um Wohlstand, Luxus und Theater, aber, in dieser Stadt zu leben, bedeutet auch, wie in einem permanenten Notstand zu leben. HIV/ Aids fordert seine Opfer und die Arbeitslosigkeit ist hoch.

Dennoch wächst die Bevölkerung und es gibt Schätzungen, dass Johannesburg bis zum Jahr 2015 auf 15 Millionen Einwohner anwachsen könnte. Die Menschen kommen, auf der Suche nach einem besseren Leben, aus ganz Afrika nach Johannesburg, aus Äthiopien, Kongo, Nigeria und Senegal, aber auch aus Pakistan und China. Auch für multinationale Konzerne ist

die Stadt von besonderer Attraktivität. Sie wird genützt als Ausgangspunkt und Sprungbrett für weitere Unternehmungen in Afrika. (vgl. Bremner 2006: 169 ff)

Für ArchitektInnen und StadtplanerInnen bedeutet diese Stadt eine enorme Herausforderung. Was hier in Johannesburg entstanden ist, sieht Lindsay Bremner als

„[...] a form of urbanity where entanglements, hybridities, incessant mobility and constant adaption overlap with fragmentation, ghettoization and homogenization, not as obstacles to modern life, but the very modalities through which it is lived. The challenge for the city is to figure out how to capitalize on its increasing diversity and incessant mobility, on its prominence in the continental imagination (and economy), on how to make these work for it, to make the city a better place for all its citizens.“ (Bremner 2006: 174)

“For architecture and urban design, this means reclaiming them from practices of separation, sanitation and fantasy, for those that respond to mobility, intensify interaction (of different activities, ages, ethnicities etc.) and welcome the stranger.“ (ebd.)

Aber nicht nur Architektur und Stadtplanung sind gefordert, es ist vor allem die Stadt selbst, mit ihren Verantwortlichen, die ihren Beitrag für die Zukunft Johannesburgs zu leisten hat.

„The city needs to develop attitudes, policies, practices and spaces that encourage interaction, make strangers feel welcome and engender responsibility to the urban poor. Only in doing so will it make good on its claim of being the continent’s premier metropolis.“ (Bremner 2006: 174)

4.3 Townships

Mit der Institutionalisierung der Apartheid 1948 wurde die politische, wirtschaftliche, soziale und räumliche Trennung der Bevölkerungsgruppen gesetzlich verankert. Die Trennung der unterschiedlichen Bevölkerungsgruppen erfolgte durch so genannte „buffer zones“ in Form von physischen Barrieren wie Straßen, Flüsse, Industrieenanlagen oder unbebaute Landstücke. (vgl. Orso 2006: 13 f)

Der Goldminenhügel, einst Ausgangspunkt für die Entstehung der Stadt, trennte die nördlich gelegenen weißen „Suburbs“ von den schwarzen „Townships“ im Süden. (vgl. ebd.)

Das räumliche Modell der Townships, die ursprünglich als reine Schlafstädte geplant waren, besteht in frei stehenden Häusern im offenen Raum. Dies ist auch heute noch die Grundbauform der Siedlungsentwicklung in den Townships. (vgl. Orso 2006: 13 f)

Als Maßnahme gegen Armut und Ungleichheit in Südafrika entwickelte die 1994 demokratisch gewählte Regierung das Reconstruction and Development Programme (RDP), das unter anderem den verstärkten Neubau von Sozialwohnungen vorsah. So wurde in den letzten Jahren am Stadtrand oder in der Nähe bereits existierender Townships eine große Anzahl monofunktionaler Wohnsiedlungen errichtet. Die Probleme der peripheren Lagen konnten damit jedoch nicht gelöst werden. (vgl. Orso 2006: 13 f)

Heute ist die ständig wachsende Einwohnerzahl in den Townships eines der größten Probleme der Stadt. Das Leben in den Townships ist gekennzeichnet von fehlender Infrastruktur, Arbeitslosigkeit, Kriminalität und einer hohen HIV-Rate auf Grund mangelhafter Gesundheitsversorgung. Der Großteil der Bevölkerung lebt in selbstgebauten Wellblechbaracken, den so genannten Shacks, die das Bild der Umgebung dominieren.²⁶

„Mehr als 70 % der Haushalte in den Townships hat kein fließendes Wasser im ‚Haus‘. Hier legt jede zehnte Familie sogar mehr als 200 m zur nächstgelegenen Wasserentnahmestelle zurück. 50 Prozent der Erwerbsfähigen sind arbeitslos. Zur Arbeit oder Schule legt man oft lange Fußmärsche zurück oder nimmt eines der überfüllten Minibustaxis. Trotzdem besitzen 60 % der Township-Haushalte ein Fernsehgerät.“ (Fattinger/Orso 2004: 17)

Das stete Anwachsen urbaner Marginalsiedlungen in der „Dritten Welt“ ist in den letzten Jahrzehnten immer mehr ins Zentrum der aktuellen entwicklungspolitischen Debatte gerückt. Marginalsiedlungen konnten nicht länger als marginale Probleme betrachtet werden. Sie wurden zum zentralen Thema und zu einer großen Herausforderung für die Entwicklungspolitik. (vgl. Kersting 1996: 5 ff)

Folgt man Norbert Kersting und seiner sozialwissenschaftlichen Studie über urbane Armut und Überlebensstrategien in der „Dritten Welt“, so ist grundsätzlich zwischen konventionellem und unkonventionellem Wohnraum zu unterscheiden, wobei letzterer in Slum- und Squatter-Siedlungen differenziert werden kann. Diese Siedlungsformen werden in der Literatur als „Marginalsiedlungen“ bezeichnet. Sie sind gekennzeichnet durch

²⁶ Internet-Ressource: TU München 2, [29.11.2007]

mangelhafte Bausubstanz, hohe Wohndichte, mangelnde Wohninfrastruktur und fehlende öffentliche Infrastruktur. (vgl. Kersting 1996: 5 ff)

Squatter-Siedlungen, ein auch für die Townships Johannesburgs anwendbarer Begriff, weisen laut Kersting²⁷ folgende typische Merkmale auf: sie werden großteils in handwerklicher Eigenleistung gebaut und besitzen rechtlich keinen legalen Status. Als „Squatter“ bezeichnet man Siedler, die nach angelsächsischem Recht keinen Rechtstitel besitzen. (vgl. ebd.)

Squatter Settlements sind demnach Siedlungen, die vorwiegend im Eigenbau produziert werden, keinen Titel auf Grund und Boden besitzen und gegen baurechtliche Bestimmungen verstoßen, d.h., nicht den geltenden Baustandards entsprechen und daher keine Baugenehmigung vorliegt. (vgl. ebd.)

Seit Ende der 60er Jahre wird versucht, neue Konzepte zur Lösung der Probleme in den Squatter-Siedlungen zu finden. Innerhalb der sozialwissenschaftlichen Forschung kam es zu einer Neubewertung der Bevölkerung in den Squatter-Siedlungen. Man entdeckte das entwicklungspolitische Potential dieser illegalen Siedlungen und setzte auf Erstellung von Wohnraum durch Selbsthilfe. (vgl. ebd.)

Diese Selbsthilfe-Wohnungsbau-Strategie baut im Wesentlichen auf drei Pfeilern auf:

1. der Legalisierung der Bodennutzung. In Squatter-Siedlungen bedeutet dies die rechtliche Anerkennung der Bebauung.
2. den „Squatter upgrading“-Projekten: der Staat versucht, infrastrukturelle Probleme zu beheben und Hilfestellung beim Ausbau der Wohnungen zu geben.
3. den „Site and Service“-Projekten: darunter versteht man Neubesiedlungsprogramme, bei denen ein Baugrundstück zur Verfügung gestellt wird, das mit der entsprechenden Infrastruktur versorgt wird. Die Infrastruktur wird in Eigenleistung, unterstützt durch staatliche Subventionen, hergestellt. (vgl. Kersting 1996: 5 ff)

²⁷ Kersting bezieht sich dabei auf einen Beitrag von J.F.C. Turner aus dem Jahr 1969

Dieser Ansatz, der in den 1970er Jahren auch von der Weltbank und den Vereinten Nationen als theoretische Grundlage aufgenommen wurde (vgl. Kersting 1996: 5 ff), konnte jedoch die Lage der Menschen in den betroffenen Gebieten nicht entscheidend verbessern.

„Die Kritik am Selbsthilfekzept sieht vor allem die Doppelbelastung der unteren Einkommensgruppen. Das Selbsthilfekzept geht von frei verfügbaren Arbeitskräften in Marginalsiedlungen aus. Wie sich zeigte, haben die Bewohner aber durchaus Arbeitsplätze und somit kaum zusätzliche Zeit zur Selbsthilfe. Selbsthilfeprojekte mit vorgegebenen Zeitplänen reagieren zumeist unflexibel auf den Arbeitsablauf der Bewohner. Zum anderen stellt sich das Problem der Selbsthilfefähigkeit. Die quantitativ sehr begrenzten Projekte kommen zumeist nur den Gruppen zugute, die relativ regelmäßige Einkommen besitzen. Unterste Einkommensgruppen werden kaum berücksichtigt. [...]“ (Kersting 1996: 205)

4.4 Orange Farm

Als Beispiel für eine Township möchte ich Orange Farm herausgreifen, weil diese für die SARCH-Projekte von besonderer Bedeutung ist, wurde doch der Großteil der bisherigen Projekte dort realisiert.

Orange Farm kann als typisch für die Stadtentwicklung in der Post-Apartheid-Zeit angesehen werden. Die Township wurde 1988 von der Transvaal Provincial Administration als semi-informelle Siedlung gegründet. Die Bewohner durften das Land zwar besetzen, nicht aber besitzen. 1997 wurde den Bewohnern im Rahmen des Reconstruction Development Programme (RDP) der Grundbesitz übertragen und Orange Farm offiziell als Township deklariert. Den Bewohnern wurde versprochen, für die Grundaufschließung, für Wasser- und Stromanschluss zu sorgen, ein Versprechen, das bis heute nur in geringem Ausmaß eingelöst wurde. (vgl. Orso 2006: 15)

Um Orange Farm zu charakterisieren, möchte ich Ntombenhle Protasia Khoti Torkington²⁸ zitieren. Sie stammt aus Südafrika und setzte sich an Hand einer Studie über Orange Farm mit dem Gesundheitssystem Südafrikas auseinander.

„Orange Farm is recognised as one of the biggest informal settlements in South Africa. Statistics from the latest census indicate that there are just under one million people living in the area, but those who work and live there believe that this is an

²⁸ Ntombenhle Protasia Khoti Torkington is Director of The Applied Research Centre and Executive Dean of Hope in the Community, Liverpool Hope University College

underestimation. To facilitate geographical location the area is divided into numbered sections called extensions. Another division is based on the kind of houses in which people live. There is the older part with brick built houses, very much like the old fourroomed style of the traditional township homes. The other part of Orange Farm is composed of imikhukhu (shacks), made of anything that people can find – corrugated iron sheets, cardboard and plastic sheets. Although some of these structures are of reasonable size, the majority are very small reflecting the families' economic ability to find building materials.” (Khoti Torkington 2000: 185)

Die SARCH-ProjektteilnehmerInnen (vgl. Fattinger/Orso 2004: 19) beschreiben Orange Farm als eine räumlich isolierte Township am Stadtrand von Johannesburg, etwa 40 km vom Zentrum entfernt. Ein weitläufiges Areal, das vor allem von Wellblechhütten, den so genannten Shacks geprägt ist, mit spärlicher Infrastruktur, fehlenden Einrichtungen wie Banken, Spitälern oder größeren Handelszentren, hoher Arbeitslosigkeit und Analphabetismus.

„Dennoch gibt es ein gut funktionierendes soziales Gefüge. Trotz der großen Probleme glauben die Menschen an eine bessere Zukunft. Ein Großteil des Einkommens wird in die Schulbildung der Kinder investiert. Diese positive Einstellung ist auch am Erscheinungsbild Orange Farms ablesbar. Die Shacks sind, obwohl mit geringen Mitteln von den BewohnerInnen selbst errichtet, so wohnlich wie möglich gestaltet, die Freiflächen oft liebevoll gepflegt. Kontinuierlich werden die Shacks erweitert und durch Ziegelhäuser ersetzt.“ (Fattinger/Orso 2004: 19)

5. Kritische Analyse der SARCH-Projekte

Um eine Beurteilung der SARCH-Projekte im Sinne der Forschungsfragen vornehmen zu können, wurden aus den von mir geführten ExpertInneninterviews Kategorien herausgearbeitet, die Aussagekraft über die Projekte haben und die das Gemeinsame in der Verschiedenheit der Betrachtungsweisen widerspiegeln. An Hand der Aussagen zu nachfolgenden Kategorien wurden die unterschiedlichen Positionen von AkteurInnen, Projektinitiator und Architektin/Anthropologin im Zugang zu den SARCH-Projekten sichtbar gemacht. Bei den AkteurInnen wurden exemplarisch ProjektteilnehmerInnen von drei verschiedenen Bildungseinrichtungen ausgewählt, die die unterschiedlichen Zugänge der jeweiligen Architektur-Fakultäten repräsentieren und über die Komplexität der Projekte Auskunft geben.

Die Positionen meiner InterviewpartnerInnen zu den wichtigen Kernthemen der Projekte sollen aber nicht nur der Analyse der SARCH-Projekte dienen, sondern auch generell Probleme aufzeigen, die mit Projekten in den Ländern des Südens verbunden sind.

5.1 Aktivitäten in Österreich

5.1.1 Motivation der AkteurInnen

Die Motivation, an einem Projekt in der „Dritten Welt“ teilzunehmen oder ein solches zu initiieren, ist zumeist eine sehr persönliche, wobei unterschieden werden muss, welche Position die jeweiligen AkteurInnen in den Projekten einnehmen.

Für den Projektinitiator von SARCH stand das Anliegen, einen Beitrag zur Ausbildung sozial schwacher Menschen in Südafrika zu leisten, am Anfang. Die Idee des „Lernens“ wurde von ihm in Form eines Brückenschlages zwischen „Süden“ und „Norden“ weitergedacht. Nicht nur den Menschen aus dem „Süden“ sollte durch die Projekte die Möglichkeit zum „Lernen“ geboten werden, auch bei den Menschen im „Norden“ wollte man einen Lernprozess in Gang setzen. Durch die Einbeziehung europäischer Bildungseinrichtungen in die Projektidee sollte ein „Lernen“ bei allen Beteiligten stattfinden können, sowohl bei den Menschen aus Südafrika als auch bei den AkteurInnen aus Europa. (vgl. Interview Chorgherr,

2007) (vgl. Kapitel 3.3: Entstehung der SARCH-Projekte und ideologischer Hintergrund von SARCH)

Peter Fattinger, Projektleiter des ersten SARCH-Projektes der Technischen Universität Wien sowie dreier weiterer Projekte in der Township Orange Farm, sieht seine Motivation vor allem in Richtung der Studierenden, denen er durch die SARCH-Projekte die Möglichkeit einer „1:1-Architektur“ bieten kann. Die Studierenden können nicht nur entwerfen und planen, sondern ihre Entwürfe vor Ort auch selbst realisieren, eine Möglichkeit, die sie im eigenen Land nicht haben. Aber auch den Zugewinn an sozialer und fachlicher Kompetenz auf Seiten der Studierenden ist für Fattinger ein wichtiges Argument, sich auf solche Projekte einzulassen.

Die Motivationen der Studierenden, so Fattinger, bestehe aus einer Mischung zwischen learning by doing, Abenteuer und sozialem Engagement, wobei sich die Gewichtung der Motive während der Bauzeit vielfach zu Gunsten des sozialem Engagements verändern würde. (vgl. Interview Fattinger, 2007)

Der Architekt und Bauleiter des BAYA-KINDERGARTEN-Projekts der Kunstuniversität Linz (vgl. Kapitel 3.6: Die realisierten SARCH-Projekte), Gregor Radinger, führt seine persönliche Motivation auf eine gewisse berufliche Sinnkrise zurück, auf die Frage nach der Sinnhaftigkeit dessen, was ArchitektInnen heute schaffen. Seine Motivation ist einerseits durch die soziale Komponente geprägt, aber auch durch die Möglichkeit einer „full-skill-Aktivität“, wobei er betont, dass mit Fortdauer des Bauens das Haus selbst immer mehr in den Hintergrund rückte und die Zusammenarbeit mit den Einheimischen immer wichtiger wurde. (vgl. Interview Radinger, 2007)

Die Motivation der Studierenden hat eine Bandbreite von „[...] *Chance, eine nicht alltägliche Erfahrung im Rahmen der Ausbildung machen zu können*“ (Interview Hesse, 2007), bis „[...] *mit einfachen Mitteln schöne Architektur machen und die Situation verbessern, wärmetechnisch und atmosphärenmäßig*“ (Interview Nikodem, 2007)

In Summe dominiere das Abenteuer, einmal selbst etwas bauen zu können, aber auch der humanitäre Gedanke findet seinen Platz. (vgl. Interview Nikodem, 2007)

Roland Gnaiger, Leiter der „Architektur“ an der Kunstuniversität Linz, sieht eine der Intentionen der Projektarbeit in Südafrika darin, „[...] *einen Blick und (Mit-)Gefühl für die*

wahre Lebenssituation von großen Teilen der Menschheit zu entwickeln und diese Betroffenheit auf die Handlungsebene zu übertragen.“ (Gnaiger 2005: 8) Auf der anderen Seite, so meint er, sei die Universität selbst der Gewinner des Projektes „Bauen in Südafrika“. Dieser „Feldversuch“, wie er es nennt, mache Zusammenhänge klar und Wissen und Einsatz fruchtbar. Aber auch der „Reiz des Abenteuers“ spiele eine nicht unwesentliche Rolle. (vgl. Gnaiger 2005: 8 ff)

5.1.2 Rolle der SARCH-Projekte in der Architekturausbildung

„Bauen in Entwicklungsländern“, so Andrea Rieger-Jandl, ist derzeit in Österreich an keiner Universität oder Bildungseinrichtung als Lehrfach etabliert. Es finden aber immer wieder Lehrveranstaltungen statt, die dieses Thema behandeln und die von „Praktikern“, das sind ArchitektInnen, die bereits Entwicklungsprojekte realisiert haben, abgehalten werden. (vgl. Interview Rieger-Jandl, 2007)

Die SARCH-Projekte und ähnliche Projekte in Ländern der so genannten „Dritten Welt“, werden von den österreichischen Universitäten und Bildungseinrichtungen immer wieder und mit großem Zuspruch seitens der Studierenden ins Programm aufgenommen. (vgl. Interview Nikodem, 2007) Sie werden zwar nicht direkt in den Lehrplan integriert, sondern erhalten im Rahmen einer universitären Schwerpunktsetzung, beispielsweise „Bauen im Ausland“, an der Kunstuniversität Linz den Status einer Lehrveranstaltung. (vgl. ebd.)

Fattinger sieht die Relevanz der SARCH-Projekte für die Architekturausbildung auf verschiedenen Ebenen: durch die Teilnahme an den Projekten wird den Studierenden die Möglichkeit geboten, sich nicht nur praktisch und theoretisch weiterzubilden, sondern auch ihren sozialen Blickwinkel zu erweitern.

Als Handlungsebenen präzisiert Fattinger:

- die Möglichkeit der „1:1-Architektur“²⁹
- die Auseinandersetzung mit den Menschen und ihrer Lebenssituation in der Township
- die Planungsaufgabe in einer anderen Region, der „Dritten Welt“

²⁹ „1:1-Architektur“ bedeutet im SARCH-Kontext, dass eine Gruppe von Architekturstudierenden gemeinnützige Anlagen für eine Township an der Peripherie Johannesburgs plant und diese auch selbst vor Ort realisiert.

- die Verbesserung der Lebenssituation der Menschen vor Ort
- die bauliche und technologische Reaktion auf die extremen klimatischen Gegebenheiten
- die Auseinandersetzung mit der Sozialstruktur in der Township
- die Auseinandersetzung mit den städtebaulichen Aspekten in der Township
(vgl. Interview Fattinger, 2007)

5.1.3 Vorbereitung der AkteurInnen auf die „fremde Kultur“ und Information über „Ziele und Visionen“ von SARCH

Reisen zählt für WissenschaftlerInnen zum Selbstverständnis und zum guten Ton. (vgl. Gingrich 1999: 19) Akademische Mobilität wird heute mehr denn je gefordert und gefördert. Den Studierenden stehen zahlreiche Angebote zur Verfügung (Sokrates/ Erasmus-Programme), um ihren wissenschaftlichen und menschlichen Horizont durch Auslandssemester zu erweitern.

Reisen in nichtwestliche Kulturen und Gesellschaften unternehmen vor allem jene, deren primäres Interesse diesen „anderen Kulturen“ gilt. (vgl. Gingrich 1999: 20) Damit sind vor allem EthnologInnen angesprochen, aber auch ArchitektInnen, die in Länder des Südens reisen, um dort ihre Projekte zu realisieren. „Bauen in Entwicklungsländern“ bedeutet Reisen in eine fremde Kultur und Begegnung mit Gegensätzen zur eigenen Kultur. ArchitektInnen müssen sich dieser Herausforderung stellen, wenn sie sich auf Projekte in den Ländern des Südens einlassen.

„Die Reisen der Ethnologen [und ArchitektInnen, Anm. der Autorin] haben somit Übergänge zwischen weitreichenden Gegensätzen zu bewerkstelligen, zwischen Gegensätzen, welche die Grundlagen der bereisten Kulturen berühren.“ (Gingrich 1999: 25)

Die Auswirkungen dieser multidimensionalen Gegensätzlichkeiten auf jene, die erstmals damit konfrontiert sind, können mit dem Begriff „Kulturschock“ umschrieben werden. (vgl. Gingrich 1999: 25) Die Ethnologie hat für solche Reisen in fremde, nichtwestliche Kulturen Strategien entwickelt, die die Übergänge in diese bewältigbar machen und die auch den AkteurInnen der SARCH-Projekte die Begegnung mit den Menschen in den Townships Südafrikas erleichtern könnten.

Gingrich nennt einige dieser Strategien, die in Feldforschungshandbüchern nachzulesen sind: die schrittweise „Akklimatisierung“, die mit körperlicher Umorientierung auf Klima, Raum und Nahrung beginnt und hinführt „[...] zum behutsamen Aufbau eines Netzes von Zugängen zu Wissensformen und Kontaktpersonen [...]“ (1999: 26), den Erwerb der lokalen Sprache – was im Falle der SARCH-Projekten kein Problem darstellt, da die Menschen in den Townships Englisch sprechen – sowie das Wissen um traditionelle Rechtsformen und die einheimische Konzeption des Fremden. (vgl. Gingrich 1999: 26)

„Die ethnologische Reise ist ein spannungsgeladener Übertritt in ein Universum von Begegnungen, Kontakten und Beziehungen mit Menschen, auf die man neugierig ist, auf die man sich einzulassen bereit ist, von denen man lernen will.“ (Gingrich 1999: 27)

Meiner Meinung nach wäre es unbedingt notwendig, den SARCH-AkteurInnen, bevor sie ins „Feld“, in die Townships Südafrikas gehen, diesen ethnologischen Input mitzugeben. Ich halte es für die Aufgabe des SARCH-Verantwortlichen, Christoph Chorherr, zu organisieren, wie und durch wen die Übermittlung dieses Inputs stattfinden soll. Wenn es ihm gelänge, ArchitektInnen und EthnologInnen an einen Tisch zu bringen, könnte er damit ein „missing link“ in den SARCH-Projekten schließen. Zukünftige ProjektakteurInnen würden nicht länger nur mit einem „architektonischen Blick“ nach Südafrika reisen. Sie könnten ihren Blickwinkel durch ethnologisches know-how erweitern und damit einen wertvollen Beitrag zum Gelingen der SARCH-Projekte leisten.

Die Interviews mit den AkteurInnen der SARCH-Projekte zeigen, wie aktuell dieses Thema im SARCH-Kontext ist. Vorweg kann gesagt werden, dass von den teilnehmenden Architektur-Fakultäten der Vorbereitung der AkteurInnen auf die „fremde Kultur“ großteils nur wenig Bedeutung zugemessen wurde. Eine Ausnahme bildete die Kunstuniversität Linz, an der eine intensivere Vorbereitung und Auseinandersetzung der ProjektteilnehmerInnen mit dem Thema „Südafrika“ stattfand. Die Notwendigkeit, vor Beginn eines Projektes Hintergrundwissen über die „fremde Kultur“ zu erheben und dieses Wissen als wichtige Basis in die Projekte zu integrieren, kam in den Interviews kaum zum Ausdruck. Die Vorbereitung der ProjektteilnehmerInnen beschränkte sich zumeist auf historische Fakten, wie Apartheid und auf praktische Dinge, wie Verhaltensweisen, Kriminalitätsrate, Aidsrate und ähnliches mehr.

Für die ProjektteilnehmerInnen der Technischen Universität Wien bestand die Vorbereitung laut Fattinger aus Informationen einer Südafrika-Kennerin, aus praktischen Informationen sowie aus Vorträgen über Apartheid, über die städtebauliche Entwicklung in Südafrika und über die Entwicklung der Townships. (vgl. Interview Fattinger, 2007)

An der Technischen Universität Graz war die Vorbereitung den ProjektteilnehmerInnen mehr oder weniger selbst überlassen, begleitet von universitätsinternen Diskussionen zu projektbezogenen Themen. (vgl. Interview Hesse, 2007)

Eine wesentlich umfangreichere Einstimmung auf und Information über die „fremde Kultur“ fand beim ersten Projekt der Kunstuniversität Linz, dem TEBOGO-Projekt, statt. (vgl. Kapitel 3.6: Die realisierten SARCH-Projekte) Nicht nur der Projekt-Initiator, Christoph Chorherr, referierte einige Male zu relevanten Themen, es gab auch Vorträge über Afrika und jeder am SARCH-Projekt teilnehmende Studierende hatte bestimmte Themen zu erarbeiten. Subjektiv gesehen fühlten sich die Linzer ProjektteilnehmerInnen sehr gut vorbereitet. (vgl. Interview Nikodem, 2007)

Die Konfrontation mit der Realität in der Township war, abgesehen von der Qualität der Vorbereitung, für alle ProjektteilnehmerInnen zunächst ein gewisses „Schockerlebnis“ mit anfänglichen Berührungängsten. (vgl. Interview Fattinger, 2007 und Interview Hesse, 2007)

Was die Übermittlung der „Ziele und Visionen“ von SARCH betrifft, dem eigentlichen Kernstück der Projekte, das Intentionen und Leitbegriffe des Vereins SARCH definiert, so fand diese bei keinem Projekt aktiv und interpretierend durch den Projekt-Initiator statt. Aus dem Interview mit Verena Hesse von der Technischen Universität Graz geht hervor, dass sich der Erwerb dieser Informationen für die ProjektteilnehmerInnen bestenfalls auf das Lesen der Homepage des Vereins SARCH beschränkte. (vgl. Interview Hesse, 2007)

5.1.4 Ablauf der Entwurfs- und Planungsphase

Im Vorfeld der Entwurfs- und Planungsphase, die grundsätzlich an den heimischen Architektur-Fakultäten der beteiligten Universitäten stattfindet, erfolgt immer eine Bedarfserhebung vor Ort. ProjektbetreuerInnen reisen zumeist gemeinsam mit Christoph Chorgherr nach Südafrika, um in Gesprächen mit den künftigen Nutzern der Gebäude ein Grobkonzept, vor allem hinsichtlich des Raumbedarfs, zu erstellen. (Der Vorgang der Bedarfserhebung und die Frage, ob und wie die Wünsche und Bedürfnisse der Betroffenen in die Planung integriert wurden, ist Gegenstand des Kapitels 5.2.1 Gestalten des „Bottom-up-approach“.)

Das nachfolgende Entwerfen und Planen der Gebäude für Südafrika durch die Studierenden, das an den heimischen Architektur-Fakultäten stattfindet, wurde im Zuge meiner Recherchen von allen InterviewpartnerInnen übereinstimmend als eine „Phase der Teamarbeit“ bezeichnet.

Laut Fattinger (vgl. Interview, 2007) wurden die geplanten Gebäude in Funktionen und Bereiche unterteilt, Projektgruppen erstellten Masterpläne und in kleineren Gruppen wurden sodann immer wieder Vorschläge eingebracht, über die man abstimmt. Für die Ausarbeitung der Details wurden die Gruppen wiederum in kleinere Teams unterteilt, sodass jeder Studierende sich letztlich im Projekt wieder finden konnte.

An der Kunstuniversität Linz (vgl. Interview Nikodem, 2007), hatten die Studierenden weitgehend freie Hand für ihre Entwürfe. Bezüglich des Lageplans der Gebäude gab es zwar einen internen Wettbewerb, alles andere aber erfolgte in Teamarbeit. *„Es gab viele verschiedene Teams [...] in Summe kann man sagen, wir haben gemeinsam gebaut.“* (Interview Nikodem, 2007)

Für die ProjektteilnehmerInnen der Technischen Universität Graz (vgl. Gröbacher/Hesse 2007: 14) galten zwei grundlegende Anforderungen an die Projektarbeit: die Studierenden sollten sich dem Projekt über die Materialien annähern und alle TeilnehmerInnen sollten gleichermaßen die Chance haben, sich an den verschiedenen Arbeitsschritten zu beteiligen um sich auf diese Weise in den Planungsprozess einzubringen.

Diese, von Teamarbeit geprägte Phase des Entwerfens und Planens durch die Studierenden, weist einen erheblichen Schwachpunkt auf: es gibt in dieser Phase kaum Kontakte zwischen den planenden Architektur-Fakultäten in Österreich und potentiellen Ansprechpartnern vor Ort, in den Townships von Johannesburg.

Chorherr im Interview, 2007:

„Es gibt zwar Kontakte, aber das ist nicht ganz einfach. Es werden zwar Mails geschickt, oder ich nehme Pläne mit, bringe sie dann zur Behörde oder wohin, aber es ist schleppend. Man kann dies als Schwäche sehen. Wären wir eine etabliertere, etwas größere NGO, dann hätten wir unsere Fixposten in Südafrika.“

Fattinger erwähnte, man habe immer wieder Pläne nach Südafrika gefaxt (vgl. Interview Fattinger, 2007) und Radinger hielt fest, es habe nach seinem Wissen in dieser Phase wenig bis keinen Kontakt mit Südafrika gegeben. (vgl. Interview Radinger, 2007) Auch Nikodem (vgl. Interview, 2007) bezeichnete die Kontakte mit Südafrika in der Planungsphase als problematisch, die Kommunikation (über Telefon) sei schwierig gewesen und es fehle an einer Kontaktperson in der Township.

5.1.5 Sponsorgelder

Das Aufbringen der Sponsorgelder zur Finanzierung der Projekte bezeichnet Chorherr (vgl. Interview, 2007) als sehr Fall bezogen und unterschiedlich je nach Universität. SARCH bemühe sich, auch mit Unterstützung der Stadt Wien, für die Gemeinkosten aufzukommen, damit

„[...]sicher gestellt ist, dass das, was von den Universitäten von Firmen aufgebracht wird, ganz in die Projekte geht. Die Universitäten bemühen sich selber, manchmal bekommen sie Geld von ihren eigenen Universitäten, sie treten aber auch an Firmen heran, die Material sponsern oder auch Geld geben. Wir von SARCH bemühen uns auch, Sponsorgelder aufzutreiben, wir haben da sozusagen keine Regeln.“ (Interview Chorherr, 2007)

Das Lukrieren der Gelder stellte für die an den Projekten teilnehmenden Studierenden kein großes Problem dar. (vgl. Interview Fattinger, 2007) Durch Kreativität und Engagement der Studierenden konnten an allen Universitäten Wege gefunden werden, potentielle Sponsoren anzusprechen und für die geplanten Projekte zu gewinnen.

5.2 Aktivitäten in Südafrika

5.2.1 Gestalten des „Bottom-up-approach“

Wie in Kapitel 2.4.3: „Architektur und Anthropologie in der Entwicklungsarbeit“ beschrieben, bedeuten Projekte in „Entwicklungsländern“ für ArchitektInnen eine große Herausforderung. (vgl. Rieger-Jandl 2006: 103 ff)

Die Frage nach dem „wer sind wir“ und „wer sind die Anderen“ muss im Vorfeld gestellt werden, um zu erfahren, welche Wünsche und Erwartungen die „Betroffenen“ an die Projekte stellen. (vgl. ebd.)

Der Erfolg von Projekten in „Entwicklungsländern“ ist eng verknüpft mit der Akzeptanz durch die „Betroffenen“. Die Menschen aus dem Süden müssen sich in den Projekten wieder finden können. Es muss für sie sichtbar sein, dass ihre Wünsche und Bedürfnisse bei der Realisierung der Projekte respektiert und umgesetzt wurden.

Dieser „Bottom-up-approach“, die Entscheidungsfindung an der Basis, bei jenen Menschen, für die die Projekte bestimmt sind, ist auch für die SARCH-Projekte von entscheidender Bedeutung. Wie dieser Zugang gestaltet wurde und welche Meinungen dazu SARCH-Verantwortliche und -AkteurInnen vertreten, soll im Folgenden an Hand der geführten Interviews herausgearbeitet werden.

Christoph Chorherr auf die Frage, ob die „Betroffenen“ ihre Wünsche einbringen können:

„Ja, ich sage, viel mehr als in Österreich. Wenn man vergleicht, wie sich eine österreichische Kindergärtnerin einbringen kann und was sie ‚auf die Nase gedrückt bekommt‘. Da gibt es immer den Vorwurf, die österreichischen Studenten agieren architekturmäßig ‚kolonial‘, das ist zwar nicht falsch, aber andererseits fahren jedes Mal ein halbes Jahr vorher Assistenten hinunter, stellen sich vor, unterhalten sich lange mit der Community, nehmen die Wünsche auf und entwickeln dann ein Modell. Also ich glaube, das ist jetzt kein ‚bottom-up‘ im reinen Sinn. Natürlich planen dann die Studenten in Deutschland und in Österreich. Aber der Sinn ist, dass das studentische Tun einen konkreten Anlass hat. Das ist zwar, man kann das kritisieren, kein ‚bottom-up‘, andererseits, wenn man zum Beispiel im Waldviertel einen Kindergarten baut, haben die viel weniger mitzureden.“ (Interview Chorherr, 2007)

Bezüglich der Berücksichtigung der Wünsche der „Betroffenen“ in den Townships relativiert Chorherr:

„Sie können ihre Wünsche einbringen. Einige werden berücksichtigt, aber da gibt es natürlich viele Probleme und Spannungen und ein Lernen. Zum Beispiel können die wenigsten einen Plan lesen. Wir zeigen ihnen den Plan und dann heißt es: super,

super. Und beim Bau: aha, jetzt können wir uns das erst wirklich vorstellen.“ (Interview Chorherr, 2007)

Den Zugang der Technischen Universität Wien beschreibt Peter Fattinger am Beispiel den Behindertentagesheimes MODIMO O MOHOLO, 2004 (vgl. Kapitel 3.6: Die realisierten SARCH-Projekte):

Das österreichische Projektleitungsteam traf 2003, über Vermittlung des Direktors des MASIBAMBANE COLLEGE, die Leiterin der Behindertenorganisation „Modimo o Moholo“. Diese hatte von der Stadt Johannesburg ein großes Areal in Orange Farm mit der Auflage zur Verfügung gestellt bekommen, dieses Grundstück innerhalb von 18 Monaten bebauen zu müssen, ansonsten wäre das Gelände wieder in den Besitz der Stadt übergegangen. Ihrem Verein „Modimo o Moholo“ fehlten jedoch die finanziellen und personellen Mittel, um in so kurzer Zeit ein entsprechendes Gebäude errichten zu können und so ersuchte der Verein das österreichische Team um Unterstützung. (vgl. Fattinger/Orso 2004: 9)

„[...] mit der Direktorin des Behindertentagesheimes ist das abgelaufen. Sie hat ein großes Meeting mit ihrem Verein einberufen. Die haben das Raumprogramm vorgegeben, was sie brauchen. Wir haben uns angeschaut, wie sie bis dato gearbeitet haben, in welch kleinen Verhältnissen. Wir haben dann wirklich lange Gespräche darüber geführt, was sie benötigen. Die Direktorin hat uns dann auch andere Behinderteneinrichtungen in der Gegend gezeigt, die ihr als Vorbild gedient haben, die wir in gewissen Punkten aber auch wieder als sehr schlimm gefunden haben. Wir haben da auch sehr wohl versucht, unseren Input zu bringen, wie man das noch verbessern könnte. Denn da waren auch einige Beispiele dabei, wo das fast so wie Fabriken waren, wo Behinderte Fließbandarbeit verrichtet haben. Ich meine, dass Behinderte irgendwie mit einem Handwerk beschäftigt werden, wie es dort gemacht wird, ist ja gut, aber es gibt doch verschiedene Varianten, wie das ablaufen soll.“ (Interview Fattinger, 2007)

Die Bedarfserhebung der Technischen Universität Graz erfolgte in Form eines zweiwöchigen „Lokalausgangs“ durch zwei ProjektbetreuerInnen. (vgl. Gröbacher/Hesse 2007: 19)

Es ging dabei vor allem um eine erste Kontaktaufnahme mit den Beteiligten: der NGO „Education Africa“, der für den geplanten Kindergarten zuständigen Person des „Social Department“ und der Kindergarten-Leiterin. (vgl. Kapitel 3.4: Südafrikanische Partner von SARCH) Außerdem wurde das zu bebauende Grundstück „aufgemessen“, Fotos gemacht und die Township Weilersfarm, in der das Projekt realisiert werden sollte, besichtigt. (vgl. Gröbacher/Hesse 2007: 19) Die Kindergarten-Leiterin wurde durch die ProjektbetreuerInnen über die Abläufe und den Alltag des Kindergartens befragt, das Raumprogramm wurde allerdings vom „Social Department“ vorgegeben. Im Gespräch mit der Kindergarten-Leiterin

wurde dieses Raumprogramm seitens der österreichischen ProjektbetreuerInnen nochmals durchgegangen. Dabei konnte festgestellt werden, dass der Sicherheitsaspekt für die Kindergarten-Leiterin ein besonderes Anliegen darstellte, Sicherheit vor allem, was sich „außerhalb“ ihres Gebäudes befindet. Auch die Überschaubarkeit der Räume war ein Wunsch, den sie für das zukünftige Gebäude äußerte. (vgl. ebd.)

Der im Interview von Ursula Nikodem (vgl. Interview, 2007) beschriebene Ansatz der Kunstuniversität Linz bezieht sich auf das TEBOGO-Projekt (vgl. Kapitel 3.6: Die realisierten SARCH-Projekte):

„[...] dann ist ein Team hinunter gefahren, bestehend aus Lotte Schreiber, Assistentin, Anna Heringer, die dann für die Öffentlichkeitsarbeit und für die sozialen Aspekte zuständig war, und Sigi Atteneder, der die Bauleitung gemacht hat, das war ein Student. Die drei waren unten und haben sich das im August genauer angeschaut, dann haben sie alles vorbereitet und Anfang Oktober ist es losgegangen mit dem Entwurf.“ (Interview Nikodem, 2007)

Auf mein Nachfragen, ob auch mit den Leuten in der Township gesprochen wurde und ob diese gefragt wurden, was sie brauchen:

„Ja, sie haben sich das angeschaut und sie haben auch gefragt, was sie brauchen. Wie aber dann der Entwurf aussieht, da haben sie [die Studierenden, Anm. der Autorin] freie Hand gehabt.“ (Interview Nikodem, 2007)

Aus der Sicht der Architektin und Kultur- und Sozialanthropologin (vgl. Interview Rieger-Jandl, 2007) ist die Herangehensweise an die SARCH-Projekte eine eher problematische. Sie vertritt einen ganzheitlichen Ansatz, einen Ansatz, der die Menschen in ihrem Menschsein mit einbezieht. Ihrer Meinung nach wurde vor Ort viel zu wenig nachgefragt, denn

„[...] es wäre kein großer Aufwand gewesen, im Vorhinein zwei, drei Leute für zwei Monate hinzuschicken, um zumindest grundlegende anthropologische Vorstudien, oder auch sozialwissenschaftliche Vorstudien, zu betreiben und einmal zu schauen und abzuschätzen, was das für Auswirkungen haben könnte. Ich finde es schon sehr unbefangenen, dorthin zu gehen und ein Gebäude hinzustellen.“ (Interview Rieger-Jandl, 2007)

„Ich glaube, die Studierenden waren überhaupt nicht informiert, was es dort an Material gibt. Optisch ist es ja sehr schön, aber ich glaube nicht, dass das Material von den Ressourcen her optimiert war, rein technisch aber natürlich in erster Linie auch in Absprache mit der Bevölkerung. Als Anthropologin hat man natürlich immer sofort den Gedanken, dass man das nicht so darüber stülpt. Das ist schon ein Kritikpunkt.“ (Interview Rieger-Jandl, 2007)

Rieger-Jandl (Interview, 2007) gibt zu bedenken, ob man bei den SARCH-Projekten nicht eher von einem Top-down-approach sprechen könnte,

„[...] wenn mehr oder weniger von außen eine Gruppe kommt, die nicht integriert ist und sagt, wir wissen es besser, wir können, was ihr nicht geschafft habt, wir bringen sowohl das Geld als auch das know-how und wir machen es auch gleich. Und ihr könnt, wenn ihr wollt, es dann nutzen.“

5.2.2 Information der Township-Gemeinden über die Projekte

Eine Information der Township-BewohnerInnen über die geplanten Projekte finde zwar statt, so Chorherr im Interview (2007), die Art und Weise der Information sei aber den Universitäten selbst überlassen. Gegenüber den ProjektakteurInnen aus Europa bestehe zwar anfänglich ein gewisses Misstrauen, dies sei aber aus der Apartheids-Vergangenheit erklärbar, denn,

„[...] wenn ein Weißer kommt, der auch selber baut, das muss ein Korruptionsfall sein. Die nehmen uns unsere Jobs und unser Geld weg. Es dauert eine Weile, bis sie begreifen, was ein Volunteer ist.“ (Interview Chorherr, 2007)

Fattinger präzisiert die Information der Menschen in der Township an Hand des Behindertentagesheim-Projektes MODIMO O MOHOLO (vgl. Kapitel 3.6: Die realisierten SARCH-Projekte): *„[...] nicht nur die Leute der Behindertenorganisation haben Bescheid gewusst, [...] auch die Leute rundum waren sehr wohl informiert.“* (Interview Fattinger, 2007)

Man habe bereits beim ersten Treffen im Vorfeld des Projektes sowohl den Bürgermeister des entsprechenden Stadtteiles von Orange Farm als auch die zuständige Polizei in die Gespräche einbezogen. (vgl. Interview Fattinger, 2007) Das von Chorherr festgestellte anfängliche Misstrauen war für Fattinger nicht spürbar, sondern eher Erstaunen darüber, was im Zuge der Projektrealisierung vor sich gehe.

Beim Projekt TEBOGO (vgl. Kapitel 3.6: Die realisierten SARCH-Projekte) der Kunstuniversität Linz wurde eine der ProjektteilnehmerInnen speziell mit der Öffentlichkeitsarbeit betraut. Ihre Aufgabe war es, die Leute in der Township darüber zu informieren,

„[...] dass Weiße bauen, und das war für sie eine ganz neue Erfahrung. [...] auch dass Frauen bauen, denn wir waren ja mehr Frauen als Männer beim ersten Projekt. Frauen bauen, das hat bei den einheimischen Frauen eher Ängste hervorgerufen, denn die halten noch an der alten Rollenverteilung fest, was ich auch verstehe, denn sonst müssten sie ja alles machen. Anna [Heringer] war zuständig, das Projekt in Schulen,

in Colleges und in Kirchen vorzustellen. Wir haben das Projekt auch zum Teil auf den Autos gehabt, damit uns die Leute unterstützen und auch zu unserer Sicherheit. Die Öffentlichkeitsarbeit war gleichzeitig auch unsere Sicherheit.“ (Interview Nikodem, 2007)

Trotz dieser intensiven Informationsarbeit habe es zu Anfang Misstrauen und Ressentiments seitens der Township-BewohnerInnen gegeben, was auch Nikodem auf die Ereignisse der Vergangenheit zurückführte. (vgl. Interview Nikodem, 2007)

Vor allem am Projekt WEILERSFARM (vgl. Kapitel 3.6: Die realisierten SARCH-Projekte) der Technischen Universität Graz wird deutlich, wie wichtig Kommunikation und Information der Betroffenen im Vorfeld eines Projektes sind. Die Projektteilnehmerinnen Kristina Gröbacher und Verena Hesse (2007) schildern einen Konflikt mit der Community der Township Weilersfarm, der sich bereits an einem der ersten Tage der Bauarbeiten am geplanten Kindergarten ereignete:

„Wir waren alle schwer beschäftigt, als sich plötzlich immer mehr Menschen, evident aus Weilersfarm, im Grundstück einfanden und in einem Tonfall, der uns einen Konflikt vermuten ließ, aufeinander einzureden begannen. Es wurden stetig mehr und sie wurden immer lauter. Was sie auf Zulu oder Tswana oder Xhosa sagten verstanden wir natürlich nicht, aber es klang in der Sprachmelodie nicht gerade entspannt. [...] Die Stimmung sank minütlich bis zum absoluten Tiefpunkt, an dem unser Bote [...] vermutete, wir müssten den Bau einstellen. Es ging, wie wir schließlich erfuhren, um eine mangelnde Kommunikation im Vorfeld, sprich: in Weilersfarm tauchen aus heiterem Himmel 20 Weiße auf, mit Autos und Kameras und Handys und Holz und beginnen rumzugraben. Keiner weiß warum, keiner weiß wozu, keiner weiß, wer die geschickt hat.“ (Gröbacher/Hesse 2007: 23)

Es stellte sich heraus, dass nur die Kindergarten-Leiterin und deren Schwiegersohn über das Projekt informiert waren. Nachdem auch die Gemeinde über das Vorhaben aufgeklärt wurde, konnten die Studierenden ihre Arbeit fortsetzen.

5.2.3 Lokale Mitarbeiter, lokale Kompetenzen, „build together, learn together“

Das Motto von SARCH: „build together, learn together“ signalisiert ein Miteinander, eine Zusammenarbeit von Studierenden und deren BetreuerInnen und den Menschen in den Townships, für die die Projekte bestimmt sind.

Christoph Chorherr (Interview 2007) sieht den Anspruch „build together, learn together“

“[...]eigentlich entspannt, wir bauen da nicht für alle Ewigkeit tolle Kindergärten, sie müssen auch selber etwas entwickeln, und wir arbeiten darauf hin, dass sie dann

draufkommen, wie sie es selber machen müssen. Wir haben auch nicht eine so tolle Struktur, aber das ist doch besser als die beste Entwicklungshilfe.“

Die Einbeziehung lokaler Kompetenzen in die Projektarbeit hält Chorherr für wichtig und lokales „ExpertInnenwissen“, so meint er, werde immer dringend gesucht. Als Beispiel erwähnt er einen sehr guten Elektriker aus Orange Farm, der bereits mehrfach an Projekten mitgearbeitet hat. (vgl. Interview Chorherr, 2007)

Peter Fattinger betrachtete seine Rolle als Arbeitgeber für die Menschen in der Township als eine schwierige und meinte, er sei froh gewesen, nicht bestimmen zu müssen, wer mitarbeiten darf und wer nicht.

„[...] das haben die Leute vor Ort für uns ausgesucht. Wir haben gewusst, wir brauchen zwei Maurer, die mit uns betonieren und uns beim Estrich helfen. [...] da haben wir das Glück gehabt, dass wir nicht auswählen mussten, sondern die uns empfohlen wurden und die haben sich dann bei uns vorgestellt.“ (Interview Fattinger, 2007)

Auf die Frage, ob lokale Kompetenzen in seinen Projekten Beachtung fanden und welchen Stellenwert er diesen einräume, betont Fattinger:

„Für uns war die Mitarbeit der Leute schon sehr bereichernd. Sie haben uns mit ihrer Improvisationsfähigkeit oft sehr überrascht, wenn wir manchmal ratlos dagestanden sind und nicht gewusst haben, wie ist zum Beispiel etwas zu fixieren, da sind immer sehr gute Ideen von dieser Seite gekommen. [...] oder wenn es darum gegangen ist, wo kriegen wir jetzt kurzfristig etwas her, da ist jemand dann mit uns irgendwo hingefahren und hat das aufgetrieben.“ (Interview Fattinger, 2007)

Diese besondere Fähigkeit der Menschen aus dem Süden zur Improvisation, die Fattinger anspricht, bezeichnet Claude Lévi-Strauss als „*Bricolage*“. Der Bastler, oder „*Bricoleur*“, der in der Lage ist, mit jeder Situation umzugehen, was ihn vom „Ingenieur“, der im Rahmen vorgegebener Strukturen agiert, unterscheidet. (vgl. Kapitel 2.1: Build together, learn together)

Auch für Gregor Radinger hätte die Auswahl der lokalen Mitarbeiter ein persönliches Problem dargestellt und er sei daher froh gewesen, so Radinger im Interview (2007), dass diese Auswahl die Leiterin des BAYA Kindergartens (vgl. Kapitel 3.6: Die realisierten SARCH-Projekte) getroffen habe.

Lokalen Kompetenzen und lokalem Wissen räumt Radinger einen besonderen Stellenwert ein:

„[...] die können manches mit den einfachsten Mitteln. Mit ganz, ganz ausgeklügelten, sehr gescheiterten, ganz einfachen Mitteln können diese Leute manches viel besser als wir.“ (Interview Radinger, 2007)

Dem Motto „build together, learn together“ wurde nach Meinung von Ursula Nikodem (vgl. Interview, 2007) vor allem bei den beiden Projekten der Kunstuniversität Linz: TEBOGO und BAYA KINDERGARTEN (vgl. Kapitel 3.6: Die realisierten SARCH-Projekte), in hohem Maße Rechnung getragen. Sie vermerkte aber auch kritisch, dass dieser Leitgedanke von SARCH nicht ausreichend an alle ProjektteilnehmerInnen kommuniziert wurde.

Nikodem erachtet die Einbeziehung lokaler Mitarbeiter als einen besonders wichtigen Faktor für das Gelingen eines Projektes. (vgl. ebd.)

Was die Entlohnung der lokalen Mitarbeiter betraf, so betonte sie, habe man diese bewußt unterschiedlich gestaltet. Es wurde zwischen einem „Volonters-Lohn“, wie Nikodem es nennt, und einem höheren, ortsüblichen Tagsatz für Facharbeiter, die bereits know-how mitbrachten, unterschieden. Für Nikodem war es wichtig, dass man den Menschen durch die Projekte nicht nur eine Arbeitsmöglichkeit bieten konnte, sondern „[...] auch Perspektiven, dass vielleicht aus dem know-how, das sie haben, eine Berufsmöglichkeit entsteht.“ (Interview Nikodem, 2007)

Die Frage, ob Europäer aus dem Wissen und den Kompetenzen der Menschen aus dem Süden lernen können, beantwortete Nikodem mit „[...] ja, sehr viel kann man da lernen“. Ob die Projekte andererseits auch in den Townships einen Lernprozess in Gang setzen können, schränkte Nikodem ein: die Leute wären zwar sehr begeistert und interessiert, die verwendete Technik sei aber zu kompliziert und zu teuer.

„[...] aber, würde man ihnen das Geld geben, dann würden sie in ihrer Bauweise bauen und nicht das weiter entwickeln. Und von da her ist es nicht schlecht, dass dieser Austausch stattfindet, die soziale Komponente, dass Weiße für sie bauen und ihnen auch ein gewisses know-how vermitteln, aber das wird dauern, bis sie realisieren, was wir da geschaffen haben oder was das für Auswirkungen hat. Das wird noch ein paar Jahre dauern, bis sie darauf kommen, aber ein Anfang ist gemacht worden.“ (Interview Nikodem, 2007)

Eine Aussage, bei der man sich einer gewissen eurozentrischen Sichtweise der Interviewten nicht erwehren kann, und die die ambivalenten Haltungen der AkteurInnen in den Projekten aufzeigt.

Beim Projekt WEILERSFARM der Technischen Universität Graz (vgl. Kapitel 3.6: Die realisierten SARCH-Projekte) drängen sich meines Erachtens berechtigte Zweifel auf, ob dem Motto „build together, learn together“ in irgend einer Weise Rechnung getragen wurde. Die ProjektakteurInnen waren sich der Bedeutung der Einbeziehung lokaler Mitarbeiter offenkundig nicht bewusst, was auch der im vorhergehenden Kapitel geschilderten Konflikt

mit der Community zeigt. (vgl. Kapitel 5.2.2: Information der Township-Gemeinden über die Projekte)

Die Tatsache, dass die Betroffenen nicht in das Projekt einbezogen wurden und somit lokales Wissen und lokale Kompetenzen im Bauprozess keinen Niederschlag finden konnten, sind wichtige Kritikpunkte, denen sich das Projekt WEILERSFARM zu stellen hat.

Die Begründung (vgl. Interview Hesse, 2007), dass lokale Kompetenzen im Projekt deshalb keinen Niederschlag fanden, weil ein Holzbau realisiert wurde, der für Südafrika doch sehr exotisch sei, zeigt einen Zugang auf, der in diesem Kontext besonders fragwürdig ist.

5.2.4 Integration der ProjektteilnehmerInnen in die Township-Gemeinden

Für Peter Fattinger (vgl. Interview, 2007) ist das Eintauchen in die Sozialstruktur der Townships ein Vorgang, der sich für die ProjektteilnehmerInnen gleichsam von selbst ergab.

„[...] wenn man längere Zeit dort arbeitet, gemeinsam mit den Leuten und für die Leute, [...] an einem wirklich sehr reduzierten Ort, also an einem Punkt in der Township, wo man fünf bis sechs Wochen lang jeden Tag hinfährt, immer wieder dieselben Leute trifft, dann taucht man sehr gut ein in die Sozialstruktur. Man lernt die Familien der Leute kennen, die mitarbeiten, ist bei denen eingeladen, das geht sehr schnell. Die Leute dort sind sehr offen und es gibt keine große Hemmschwelle. Sprachlich ist es auch sehr leicht, mit den Leuten zu kommunizieren, sie sprechen gut Englisch, vor allem die Kinder und Jugendlichen.“ (Interview Fattinger, 2007)

Obwohl der jeweilige Bauplatz, so Fattinger, geographisch und sozial vom gewohnten Umfeld der Studierenden weit entfernt war, seien diese vom Anfang an gut integriert gewesen.

„[...] wir waren eigentlich vom ersten Tag an dort extrem integriert. Man taucht ziemlich schnell ein in das Leben dort. Man bekommt auch die Problematiken, wie zum Beispiel die von Aids, mit. [...] wenn dann die Frau von einem Mitarbeiter an Aids stirbt und man ist auch zum Begräbnis eingeladen, das sind schon sehr starke Eindrücke [...]“ (Interview Fattinger, 2007)

Für Ursula Nikodem von der Kunstuniversität Linz waren die Kontakte mit den Menschen in der Township „[...] extrem wichtig“. (vgl. Interview, 2007) Sie schilderte ihre persönliche Integration in die Township-Gemeinde am Beispiel des TEBOGO-Projektes (vgl. Kapitel 3.6: Die realisierten SARCH-Projekte):

„[...] ich war beim ersten Projekt dafür zuständig, dass Mittagessen auf den Tisch kommt. Wir haben eine Köchin gehabt, mit der bin ich oft einkaufen gefahren. Durch

die Einkäufe bin ich viel in der Township herumgekommen und habe mich daher gut ausgemerkt.“ (Interview Nikodem, 2007)

Durch ihre Ortskenntnis war Nikodem auch für das Einkaufen von Baumaterialien, die fallweise benötigt wurden, zuständig. (vgl. Interview, 2007) Die Zubereitung des Essens für die ProjektteilnehmerInnen erfolgte gemeinsam mit der aus der Township stammenden Köchin:

„[...] teilweise hat sie gekocht, teilweise haben wir gemeinsam gekocht, sodass wir gegenseitig die Küche der anderen kennen lernen konnten.“

„[...] ich habe immer, wenn ich am lokalen Markt eingekauft habe, so genannte Bodyguards, so haben sie das genannt, mitgehabt. Ich habe also Einheimische mitgenommen, das waren ein Bruder und ein Cousin unserer Köchin, die mitgekommen sind, sodass wir eine kleine Gruppe waren, weil es dort sehr gefährlich ist. Es geht dabei nicht darum, dass mich jemand körperlich beschützt, sondern es geht darum, zu zeigen, das ist der Clan und ich bin da nicht fremd, ich habe ein Netz in der Township und dieses Netz schützt mich. Nicht die Einzelperson, die mit mir geht, schützt mich, sondern das Netz.“ (Interview Nikodem, 2007)

Für einige der Studierenden war die Situation in der Township jedoch

„[...] ein totaler Schock, die haben sich nicht aus der Township hinausgetraut, die sind mit dem Auto lediglich hin und her gefahren.“ (Interview Nikodem, 2007)

Bei den TeilnehmerInnen am Projekt WEILERSFARM der Technischen Universität Graz (vgl. Kapitel 3.6: Die realisierten SARCH-Projekte), so Verena Hesse im Interview (2007), gab es zu Anfang zwar durch die „[...] Andersartigkeit“ von allem [...]“ Berührungängste mit der Township-Gemeinde, die sich aber recht schnell in Neugierde und Interesse umwandelten.

Die Kontinuität des Zusammenlebens und des Zusammenarbeitens mit den Menschen vor Ort fand täglich eine Unterbrechung dadurch, dass die AkteurInnen aus Europa generell nicht in den Townships, sondern in Quartieren in der Stadt Johannesburg übernachteten. Dies machte ständige An- und Abreisen per Auto über erhebliche Distanzen erforderlich. Fattinger meinte dazu:

„[...] es gibt mehrere Gründe, warum wir nicht in der Township gewohnt haben. Zum einen gibt es dort keine Infrastruktur. Es gibt weder Hotels noch Pensionen. Es gibt zwar ein paar geschichtsträchtige Orte, wo Touristen hin fahren und Touren machen, aber das sind einige wenige in Soweto. In Orange Farm gibt es keine. Es hat die Überlegung gegeben, bei den Mitarbeitern vom Zentrum für Behinderte oder bei den Lehrern zu wohnen, nur, die wohnen in einer Mini-Blechhütte mit ihrer Familie. Im Endeffekt ist es so, dass sie zu Dritt oder zu Viert in einem Bett schlafen, also Eltern und Kinder. Ein Shack schaut so aus: es gibt den Eingangsbereich mit Mini-Küche, dann steht irgendwo ein Fernseher und ein kleiner Tisch und dann gibt es einen

Vorhang und dahinter steht das Bett. [...] Daher würde man niemandem einen Gefallen tun, weder denen, wo man zu Gast wäre, noch sich selbst. Das wäre auch auf die Dauer gar nicht möglich. Man ist in der Township während des Arbeitsprozesses ohnehin ziemlich stark konfrontiert mit dem Ganzen und man ist müde und schmutzig und will irgendwie Abstand gewinnen, denn sonst würde das in einem extremen Lagerkoller enden.“ (Interview Fattinger, 2007)

Es habe aber auch immer wieder ProjektteilnehmerInnen gegeben, die in der Township bei Familien übernachtet haben, „[...] aber das waren eher punktuelle Ereignisse.“

5.2.5 Geber-Nehmer Hierarchie

Hilfe ist nie neutral, sie impliziert immer zwei entgegen gesetzte Positionen, die des Gebenden und die des Empfangenden. Entwicklungszusammenarbeit, richtig verstanden, sollte beide Positionen auf einer Ebene zusammenführen. Keine Geber-Nehmer-Hierarchie, sondern Kommunikation und Interaktion auf gleicher Augenhöhe muss das angestrebte Ziel sein. (vgl. Dabringer, Vorlesungsprotokoll Leithner 2005/06)

Die Kommunikation mit den Betroffenen, der Dialog zwischen Projektbetreiber und jenen, für die die Projekte bestimmt sind, ist ein wichtiger Faktor in der entwicklungspolitischen Arbeit. Ihr kommt eine Schlüsselrolle in der interkulturellen Begegnung im Rahmen von Entwicklungsprojekten zu. Die Bedeutung interkultureller Kommunikation unterstreicht auch ein im Oktober 2006 in Rom erstmals abgehaltener „World Congress of Communication for Development (WCCD). Johannes Kranz³⁰, Georg Grünberg und Juliana Ströbele-Gregor³¹ verfassten für diesen Kongress unter dem Titel „When Difference Matters: Communication and Development with Indigenous Peoples in Latin America“ einen Beitrag, der die Problematiken dieses Themas aufzeigt, aber auch Empfehlungen für mögliche Lösungsansätze gibt. (vgl. Kranz/ Grünberg/Ströbele-Gregor 2006)

Die AutorInnen sehen die heutige Praxis in der Entwicklungsarbeit, was die kulturelle Sensibilität und die interkulturelle Kommunikation betrifft, noch weit vom Ideal entfernt. Als einen der Gründe für das Auseinanderklaffen zwischen entwicklungspolitischer Theorie und Praxis nennen sie das Scheitern eines fairen Dialogs,

³⁰ Johannes Kranz: Kulturwissenschaftler, Konzertfachmusiker und Philosoph, Forschung und Projektmanagement an der Stiftung „Casa de los Tres Mundos“, Centro Internacional de Cultura, Granada, Nicaragua (seit 2001), Internet-Ressource: Johannes Kranz, [11.08.2008]

³¹ Juliana Ströbele-Gregor: Altamerikanistin und Ethnologin mit Schwerpunkt Bolivien, Peru und Zentralamerika, Internet-Ressource: Juliana Ströbele-Gregor [11.08.2008]

„[...] that is, conditions which guarantee a two-way communication between unequal partners and often incommensurable world views.“ (Kranz/Grünberg/Ströbele-Gregor 2006: 1)

Nach ihrer Meinung sind die Machtbeziehungen zwischen den in Entwicklungsinitiativen involvierten PartnerInnen in der heutigen Entwicklungsarbeit noch immer spürbar vorhanden, denn im Gegensatz zur entwicklungspolitischen Rhetorik, die eine Gleichstellung der PartnerInnen einfordert,

„[...] it must be recognized that in economic and technological terms, and in terms of legal and political power, IPs [Indigenous Peoples, Anm. Der Autorin] generally do not dispose over comparable resources. Once we remind ourselves of this, it becomes clear that PSs globally have the same rights to support measures and affirmative action that minorities require in national contexts.“ (Kranz/Grünberg/Ströbele-Gregor 2006: 23)

Dies bedeutet, dass das entwicklungspolitisch angestrebte Empowerment der Betroffenen nicht nur die Beachtung unterschiedlicher Weltbilder verlangt, sondern auch den vollen Respekt gegenüber alternativen Lebensformen, Wertesystemen und Weltbildern. Empowerment muss auch das Recht einschließen, Realitäten zu definieren und als gleichwertig einzufordern. Ein Recht, für deren Durchsetzung die Betroffenen Unterstützung brauchen. (vgl. Kranz/Grünberg/Ströbele-Gregor 2006: 23)

Für die TeilnehmerInnen an den SARCH-Projekten, so geht aus den Interviews hervor (vgl. Interview Fattinger, Radinger, Nikodem, Hesse, 2007), ist „Kommunikation auf gleicher Augenhöhe“ mit den Menschen aus den Townships eine Selbstverständlichkeit, die kaum thematisiert wird.

Ursula Nikodem schränkt dieses Kommunizieren auf gleicher Augenhöhe allerdings ein:

„[...] am Anfang nicht, weil sie es nicht gewohnt sind [auch ‚wir‘, die ProjektakteurInnen, sind es nicht gewohnt, Anm. der Autorin], dann schon, aber auf gleicher Augenhöhe bist du nie, denn du bist weiß und du hast Geld [...] aber bei den Arbeitern, mit denen haben wir immer gemeinsam Mittag gegessen und geschaut, dass kein Unterschied gemacht wird. Wir haben das zwar versucht, aber ganz ausräumen kannst du das nie.“ (Interview Nikodem, 2007)

Was das Vorhandensein einer Geber-Nehmer-Hierarchie betrifft, so war diese für einige ProjektteilnehmerInnen spürbar. Die Gründe für das Ungleichgewicht im zwischenmenschlichen Umgang sehen sie vor allem in der leidvollen Geschichte der Menschen aus Südafrika und nicht in ihrem eigenen Verhalten in der Projektarbeit.

Nikodem im Interview (2007) auf die Frage, ob es diese Geber-Nehmer-Hierarchie gegeben habe:

„Ja, sehr stark. Sie sagen, ihr seid weiß, ihr baut, ihr habt Geld, ich will zu euch kommen und da arbeiten und Geld dafür haben. Daher haben wir auch oft nicht den vollen Lohn sondern einen Volunteers-Lohn gezahlt, damit wir ein wenig vermitteln, das ist nicht so selbstverständlich, wir haben auch nicht so viel, wir müssen uns das auch hart erarbeiten und wir müssen auch sparen. Trotzdem haben wir im Verhältnis luxuriös gebaut und verschiedene Sachen genommen, die sie sich zum Teil nicht leisten würden.“

Für Gregor Radinger stellte sich das Problem der Geber-Nehmer-Hierarchie bei der Einteilung der örtlichen Mitarbeiter:

„[...] ich musste mehr oder weniger die Leute einteilen und sagen, was machen wir als nächstes und wer macht was. Das ist eine Rolle, die mir in Südafrika nicht unbedingt gefallen hat, aber es war eine gewisse Notwendigkeit und ich denke doch, dass jeder mit dem gleichen Anteil das Projekt als seines abgewickelt hat.“ (Interview Radinger, 2007)

5.2.6 Tradition versus Moderne

„Darf man europäische Architektur nach Afrika exportieren?“, oder: *„Ist es legitim, in Afrika das zu bauen, was nach unserem Verständnis das beste ist?“*, oder: *„Wie legitimiert man europäische Architektur in Südafrika?“* Diese und ähnliche Fragen wurden von KongressteilnehmerInnen anlässlich der Präsentation der SARCH-Projekte im Rahmen des 14. Wiener Architekturkongresses „Bottom up. Bauen für eine bessere Welt“, im November 2006, zur Diskussion gestellt. (vgl. Kongressprotokoll Leithner, 2006)

Es ist notwendig, die SARCH-Projekte unter diesen Gesichtspunkten einer genaueren Betrachtung zu unterziehen, denn diese Fragen berühren ein zentrales Problem von Projekten in den so genannten „Entwicklungsländern“. (vgl. Kapitel 3.7: Die SARCH-Projekte in der öffentlichen Wahrnehmung und die mediale Relevanz von „Social and Sustainable Architecture“ und Kapitel 2.4.3: Architektur und Anthropologie in der Entwicklungsarbeit)

Zum besseren Einstieg in die Thematik möchte ich im Folgenden die Begriffe „Tradition“ und „Moderne“ einer theoretischen Betrachtung unterziehen.

Anthony D. King (2002) hält fest:

„‘Modernität’ und ‘Tradition(alität)’ wurden in den Geistes- und Sozialwissenschaften [...] als strukturierende Prinzipien verwendet, um bestimmte soziale Phänomene und Verhaltensmuster zu beschreiben.“ (King 2002: 63)

Für die Verwendung des Begriffes „Tradition“ in der Ethnologie bedient sich King einer Definition von Graburn:

„[it] shares its origins in early modernity with a number of other latently ideological concepts that relate to it and our study of traditional environments in the modern world.“ (Graburn 1997 zit. in King, 2002: 64)

Diese Definition von „Tradition“, so King, schließt die ethnologische Verwendung der Begriffe „Kultur“, „Folklore“ und „Erbe“ mit ein. (vgl. King 2002: 64)

In Europa war das Konzept der Tradition zunächst negativ besetzt, erst später wurde es als Reservoir für die Konstruktion von Gemeinschaft und Identität angesehen. Im 20. Jahrhundert wurde der Begriff von Politikern und Eliten außerhalb des Westens übernommen, wobei er vor allem zur Untermauerung nationalistischer Rhetorik und Praxis diente. (vgl. King 2002: 64 ff)

In den 1960er Jahren, der Zeit des Aufkommens der Modernisierungstheorien, wurde der Terminus „modern“ auf die Entwicklung des Westens bezogen. Die so genannte „entwickelte“ Gesellschaft wurde in den 1960er und 1970er Jahren von den so genannten „Entwicklungsländern“ unterschieden, die als „unterentwickelte“ Gesellschaften wahrgenommen wurden. „Traditionell“ bedeutete in diesem Kontext „rückständig“ in allen Lebensbereichen. (vgl. King 2002: 64 ff)

Ab den 1970er Jahren wurde dieses dualistische System als ein System,

„[...] welches erstens absolut eurozentrisch [bzw. westzentriert] ist und zweitens aus einer asymmetrischen Machtbeziehung entstanden ist [...]“ (King 2002: 65)

in Zweifel gezogen.

Für den Kultur- und Sozialanthropologen Johannes Fabian bedeuten „Tradition“ und „Modernität“ keine gegensätzlichen Phänomene, sondern Kategorien, die „gleichzeitig“ ablaufen:

„Tradition and modernity are not ‚opposed‘ [except semiotically], nor are they in ‚conflict‘. All this is [bad] metaphorical talk. What are opposed [...] are not different societies at different stages of development, but different societies facing each other at the same time.“ (Fabian 1987 zit. in King 2002: 68)

Aus der Debatte und den Überlegungen, *„[...] wie wir ‚die Welt‘ und ihre Gesellschaften repräsentieren“* (King 2002: 68), haben sich seit der Mitte der 1970er Jahre vor allem zwei Denkrichtungen entwickelt:

1. Die Debatten über die „*Zeit-Raum-Kompression*“ (Harvey 1989 zit. in King 2002: 68) und die Theorien über „Globalisierung“ mit dem zentralen Lehrsatz vom Verständnis der Welt „*als ein einziger Ort*“ (Robertson 1992 zit. in King 2002: 68).
2. Jene Denkrichtung, die sich mit pluralistischen Vorstellungen von „Modernität“ befasst, das heißt, mit „multiplen Modernitäten“ (vgl. King 2002: 68)

„[M]odernity always unfolds within a specific cultural and civilizational context, and different starting points for the transition to modernity lead to different outcomes.“ (Gaonkar 1999 zit. in King 2002: 68)

Dass alle Gesellschaften ihren Weg zur Modernität selbst gestalten und dabei ihren eigenen Wege gehen, betont auch der indische Anthropologe Arjun Appadurai (1996) in seinem Werk: „Modernities at Large: Cultural Dimensions of Globalization“.

King fragt nach den Gründen, die diese neuen, pluralistischen Repräsentationen von Modernität geschaffen haben und findet sie, grob vereinfachend, in der Globalisierung der Welt im späten 20. und frühen 21. Jahrhundert. Auch „[...] *die allgemeine Akzeptanz der Prinzipien von Diversität und Multikulturalismus spielen dabei eine Rolle.*“ (King 2002: 70) Außerhalb des Westens, so King, würden jedoch neue Generationen heranwachsen,

„[...] welche durch das Versagen der Dekolonialisierung und seiner Versprechen desillusioniert sind. Für sie besteht Modernität weniger im Ankommen als vielmehr darin, alte Traditionen hinter sich zu lassen.“ (King 2002: 70)

Den Konnex zwischen der theoretischen Betrachtung der Konstruktion von „Traditionalität“ und „Modernität“ und der Alltags-Praxis dieser Kategorien in Südafrika, insbesondere im Kontext der SARCH-Projekte, möchte ich über das Schluss-Statement Anthony D. Kings in seinem Artikel: „Repräsentation neu aufgerollt: Zur Entstehung der Gegenüberstellung von Modernität und Traditionalität“ (2002) herstellen:

„Was wir gegenwärtig finden, unabhängig davon, in welchem Teil der Welt wir uns in den ersten Jahren des neuen Jahrtausends aufhalten, ist eine Vielfalt von verschiedenen Formen von bzw. Ansprüchen auf Modernität, die auf unterschiedlichen Weltansichten, Religionen, Werten, Zielsetzungen und konkurrierenden Erwartungen auf die Zukunft aufbauen. [...]“ (King 2002: 71)

In der Architektur sind „Traditionalität“ und „Modernität“ wichtige Begriffe, die die Geschichte und das Erscheinungsbild dieser Disziplin prägen. Für Architekturformen, die mit

Tradition und Kultur zu tun haben, so Andrea Rieger-Jandl (2006: 66), gibt es zahlreiche Namen:

„[...] vernacular architecture, traditional architecture, indigenous architecture, primitive architecture, anonymous architecture [...]“ (ebd.)

Traditionelle Lösungen werden in der Architektur oft als rückständig und ignorant gegenüber dem Fortschritt angesehen (vgl. ebd.), eine Meinung, die der Architekt und Kulturwissenschaftler Bernhard Rudofsky³² in seiner Schrift „Architektur ohne Architekten“ (1993 [1964]: o.S.) auf eindrucksvolle Weise widerlegt:

„Volkstümliche Architektur hat nichts mit Mode zu tun: Sie ist fast statisch, ja man kann sie nicht einmal verbessern, da sie ihren Zweck perfekt erfüllt. [...]“

Rudofsky betont, dass seiner Auffassung nach

„[...] Philosophie und Know-how der anonymen Baumeister die größte unangezapfte Quelle architektonischer Anregung für den industriellen Menschen bedeuten. Die Lehre, die daraus gewonnen werden kann, reicht weit über ökonomische und ästhetische Erwägungen hinaus, da sie das viel härtere und immer schwieriger werdende Problem berührt: wie man lebt und leben lässt, wie man Frieden hält mit seinen Nachbarn, im engeren wie auch im weiteren Sinn.“ (Rudofsky 1993 [1964]: o.S.)

ArchitektInnen, deren Blicke zumeist nach vorne, in Richtung neuer, innovativer Lösungen gehen, sollten sich der Tatsache bewusst sein, dass es ebenso wichtig ist, die kulturellen Merkmale einer Gesellschaft in der gebauten Umgebung zu beachten. (vgl. Rieger-Jandl 2006: 68 ff) Dies gilt vor allem für ArchitektInnen, die in „Entwicklungsländern“ bauen. Wenn ihre Projekte einen positiven Beitrag zum Leben der Menschen, für die sie bestimmt sind, leisten sollen, dann ist es notwendig, dass sich die ArchitektInnen in die Geschehnisse des Landes, in dem sie bauen, involvieren.

„[...] relating architecture to tradition tells us something about the extent to which architecture satisfies or disappoints an array of cultural expectations.“ (Rieger-Jandl 2006: 82)

Die Beschäftigung mit Tradition, so Rieger-Jandl (2006), bedeutet nicht, dass die Kreativität der ArchitektInnen dadurch eingeschränkt wird, sondern ganz im Gegenteil, der Entscheidungsprozess kann dadurch wesentlich bereichert werden.

„As architects who are engaged in building processes in countries with a rich cultural heritage [...] we have not only the responsibility to act as modern building professionals. We are playing the role of a master builder who has to understand the

³² Bernhard Rudofsky: 1905 – 1988: er ist Vertreter eines interdisziplinären Ansatzes: „Architektur ist nicht bloß eine Frage der Technik und Ästhetik, sondern der Rahmen für eine – im besten Fall vernünftige – Lebensweise.“ (Rudofsky zit. in Architekturzentrum Wien 2007: 11)

values and importance of the traditional, including the rituals and the symbolic meaning, not only of the building itself but also of the whole process. Dealing with tradition offers a base in the search for solutions of how to respond to a given situation.” (Rieger-Jandl 2006: 82)

Welchen Stellenwert die Begriffe “Traditionalität” und “Modernität” im Rahmen der SARCH-Projekte einnehmen und wie die Akteurinnen der Projekte mit diesen Kategorien in der Praxis umgehen, wird im folgenden Kapitel hinterfragt. Das Thema wird dabei vor allem in Bezug auf Baumaterialien und Bauweise abgehandelt.

5.2.7 Baumaterialien

Die Wahl des Baustoffes und der Bauweise ist bei den SARCH-Projekten den jeweiligen Architekturfakultäten selbst überlassen. Es gibt diesbezüglich keine Vorgaben durch den Projektinitiator. Um den neu Hinzukommenden eine gewisse Entscheidungshilfe zu bieten, gibt es, vor allem was das Baumaterial betrifft, einen Erfahrungsaustausch mit jenen AkteurInnen, die bereits Projekte realisiert haben. (vgl. Interview Chorherr, 2007)

Chorherr betont, dass für ihn die Frage des Baumaterials eine essentielle sei. Sein erklärtes Ziel ist nachhaltiges, kostengünstiges Bauen in „Entwicklungsländern“, was durch Forschung über die Praxis, das heißt, durch die Erfahrung derer, die bereits gebaut haben, erreicht werden soll. Er verweist dabei auf das Motto von SARCH: „Build together, learn together“. (vgl. Interview Chorherr, 2007) Einen Bezug zwischen dem Baumaterial und der Lebenswelt jener Menschen, für die gebaut werden soll, stellt Chorherr allerdings nicht her.

Peter Fattinger spricht das Thema „traditionelle“ Architektur im Kontext der verwendeten Baumaterialien an und sieht das, was im Rahmen von SARCH gebaut wurde,

„[...] nicht so krass als europäische Architektur. Wir haben uns sehr bemüht, lokale Baumaterialien zu verwenden, wir haben natürlich auch mit dem in der Township omnipräsenten Material Wellblech gearbeitet und natürlich dabei eine Weiterführung versucht [...] und ich finde das nicht so europäisch. Und selbst wenn es so wäre, sehe ich da auch kein großes Problem. Denn wenn man schaut, wie die Architektur in den Townships aussieht, so werden dort aus irgendwelchen Materialien, die gefunden wurden, notdürftige Behausungen zusammen gezimmert. Man findet nirgends klassische afrikanische Architektur. Diese findet man ganz weit draußen an der Küste, wo es noch diese Rundbauten aus Lehm gibt, aber nicht in den Townships. Dort gibt es keine gewachsene Architektur in dem Sinn und auch keine traditionelle Architektur.“ (Interview Fattinger, 2007)

Fattinger bedauert, dass die Menschen in Südafrika den „traditionellen“ Baustoff Lehm nicht schätzen und diesen für nicht mehr ganz zeitgemäß halten.

Die geringe Akzeptanz des Baustoffes Lehm in Südafrika hat ihre Wurzeln in den kulturellen und sozialen Implikationen vor Ort. Durch die im Rahmen der Globalisierung ermöglichten Kontakte der Menschen mit der „Außenwelt“, werden diese auch mit anderen Formen des Bauens konfrontiert.

Rieger-Jandl im Interview (2007):

„[...] sie sehen, man baut woanders dauerhafter, stabiler und dadurch wird Lehm als sehr minderwertiger Baustoff betrachtet. Wenn dann jemand von außen kommt und es ein Prestigeprojekt werden soll, dann will man das eigentlich nicht mit Lehm bauen.“

ArchitektInnen, die mit Lehm bauen möchten, müssen oft einen schwierigen Kompromiss eingehen:

„[...] man müsste vielleicht andere technologische Inputs einbringen, die von der Bevölkerung als fortschrittlich gesehen werden, denn das wird immer irgendwie gewünscht; es muss fortschrittlich und modern sein. Das ist eine Sache, die sehr viel Feingefühl braucht.“ (Interview Rieger-Jandl, 2007)

Peter Fattinger und seine Projekt-AkteurInnen der Technischen Universität Wien haben sich vor allem für den Baustoff Holz entschieden. Die Vorteile dieses Baumaterials argumentiert Fattinger damit, dass Holz für die Studierenden leicht zu bearbeiten und gut für Teamarbeit geeignet sei, da man vieles parallel machen könne.

„[...] was einem beim Holz auch noch zu Gute kommt, man kann relativ schnell die Stützenraster aufstellen, Dachsparren darauf, Dachhaut und man ist dann schon einmal im Trockenen und auch im Schatten und kann dann den weiteren Ausbau in Holz durchführen.“ (Interview Fattinger, 2007)

Den Einwurf, dass Holz nicht unmittelbar in der Township verfügbar, teuer und von schlechter Qualität sei, entkräftet Fattinger damit, dass Holz ein „lokaler“ Baustoff, Südafrikanisches Pinienholz, und kein importiertes Holz wäre. Es wachse zwar nicht direkt in der Township, sondern komme aus einer Entfernung von 300 bis 400 Kilometern, ein Transportweg, den Fattinger für vertretbar hält. Auch in der mangelhaften Qualität des Bauholzes sieht er kein wesentliches Problem. (vgl. Interview Fattinger, 2007)

Auch die ProjektteilnehmerInnen der Technischen Universität Graz entschieden sich für den Baustoff Holz. Man reflektierte zwar in der Planungsphase über „typisch afrikanische Materialien“ (vgl. Gröbacher/Hesse 2007: 131 f), wie: Lehm, als

„[...] der Baustoff, aus dem die traditionellen Hütten waren [...]“, Ziegel: „Jeder, der ein bisschen was darstellen will in der Gesellschaft, wohnt in einem Ziegelhaus,“ und Wellblech, als „[...] d a s Material der Shacks.“. Die Wahl fiel jedoch, vor allem aus praktischen Überlegungen, auf den Baustoff Holz. (Gröbacher/Hesse 2007: 131)

Man war sich von Seiten der AkteurInnen zwar der Tatsache bewusst, dass Holz als Baumaterial in Südafrika nicht bekannt ist, vertrat jedoch die Meinung, man könne das „europäische“ Material

„[...] durchaus auch als Bereicherung sehen, als einen Akt der Aufklärung, als einen pädagogischen Zug, die Menschen in Südafrika mit einem Material bekannt zu machen, das sie als solches nicht kennen [...]“ (Gröbacher/Hesse 2007: 131)

„Neue Materialien oder neue Verarbeitungsweisen oder Einsatzmöglichkeiten werden positiv aufgenommen, die Menschen schätzen den Charakter des Unbekannten und bis dato Einzigartigen.“ (ebd.)

Holz als konstruktives Element biete zwar den Vorteil, auch für Laien schnell und einfach bearbeitbar zu sein, der Nachahmungseffekt für die Menschen in der Township, so Gröbacher/Hesse (2007: 133), war aber nur in einem geringen Ausmaß gegeben. Da nur wenige lokale Mitarbeiter am Bau beteiligt waren, war der Kreis derer, die durch „learning by doing“ das nötige know-how erwerben konnten, sehr klein.

„Build together, learn together“, das Motto von SARCH, erfüllte, so meine ich, im Fall des Grazer Projektes zwar die Erwartungen der Studierenden aus Europa, was die Menschen in der Township betrifft, wurde dieses Ziel jedoch verfehlt.

Bei den Projekten der Kunstuniversität Linz – TEBOGO und BAYA KINDERGARTEN – (vgl. Kapitel 3.6 : Die realisierten SARCH-Projekte) war Lehm d a s dominierende Baumaterial. Es gab mehrere Aspekte, die für die Wahl dieses Baustoffes ausschlaggebend waren (vgl. Interview Nikodem, 2007): der vor Ort vorgefundene Lehm, der auf Grund seiner Konsistenz für die Stampflehmbau-Technik gut geeignet ist, und das Bestreben, Materialien zu verwenden, die lokal verfügbar und für die klimatischen Bedingungen in Südafrika geeignet sind.³³

³³ Zum Thema Lehmbau kann Folgendes angemerkt werden: „In Zusammenhang mit einfachem Bauen kommt Bauen mit Lehm, gerade auch aus ökologischen Gesichtspunkten, wieder ins Gespräch.“ (Rauch 2005: 146) Lehm hat zahlreiche Vorteile: er ist überall verfügbar, kostengünstig, lässt sich einfach verarbeiten und wiederverwerten. (vgl. Rauch 2002: 146 ff) Im Zuge der Industrialisierung verlor der Lehmbau an Bedeutung und Lehm wurde zum „Baustoff der armen Leute“ degradiert. Durch die Anwendung moderner Lehmbauweisen bei Projekten in den so genannten „Entwicklungsländern“ soll ein Beitrag dazu geleistet werden, dass die traditionelle Lehmbauweise durch moderne, auf die heutigen Bedürfnisse abgestimmte Technologien aufgewertet wird. (vgl. ebd.) Die Stampflehmbauweise, die in den Projekten der Kunstuniversität Linz in

„[...] Lehm ist ein sehr gutes Material für die klimatischen Bedingungen in Südafrika: sehr warm, sehr kalt und feuchtigkeitsreich. Lehm nimmt sehr viel Wasser auf und gibt es wieder ab, das ist sehr angenehm. Aber wenn man mit Lehm arbeitet, der zwar traditionell aber nicht sehr beliebt ist, muss man berücksichtigen, dass von unten keine Feuchte heraufkommt, also man muss eine technische Lösung treffen, dass Lehm von oben und von den Seiten vor dem Regen geschützt wird.“ (Interview Nikodem, 2007)

Mit Lehm zu bauen bedeutet nicht nur, dass man ExpertInnenwissen bedarf, das im Fall der Kunstuniversität Linz in der Person des Vorarlberger Lehmbauexperten Martin Rauch zur Verfügung stand. Die eingesetzte Stampflehm-Bau-Technik ist auch eine sehr aufwändige Bauweise, die einen enormen körperlichen Einsatz erfordert. Eine Aufgabe, die die ProjektteilnehmerInnen mit tatkräftiger Hilfe der lokalen Mitarbeiter lösen konnten. (vgl. Interview Nikodem, 2007)

Lehm ist kein Baustoff wie jeder andere, Lehm polarisiert. Mit Lehm zu bauen, liefert ästhetisch sehr ansprechende Resultate, die, wenn sie technisch entsprechend durchdacht sind, den lokalen und klimatischen Gegebenheiten sehr gut entsprechen. Lehm ist aber auch emotional belastet, als „Baustoff der armen Leute“. (vgl. Interview Nikodem, 2007)

Lehm-Bau ist eine sehr arbeitsintensive und kräftezehrende Bauweise, die eine hohe Motivation der AkteurInnen voraussetzt. Daher, so Nikodem, würden nicht alle SARCH-AkteurInnen ihre positive Einstellung zu diesem Baustoff teilen und zu anderen Alternativen, wie vor allem Holz, greifen. (vgl. ebd.)

Für Nikodem ist der Einsatz von Holz als Baumaterial problematisch, weil es in den Townships kein Holz gibt.

„[...] Holz ist einfach Luxusware [...] und daher haben wir gesagt, wir reduzieren es nur auf die Schalung und schauen, dass wir mit möglichst wenig Holz auskommen, im Endeffekt nur für Möbel oder den Dachstuhl.“ (Interview Nikodem, 2007)

Eine vertretbare Alternative zum Baustoff Lehm sieht Nikodem in den in den Townships produzierten Ziegeln³⁴, denn,

„[...] mit Ziegel zu bauen geht viel schneller, als mit Lehm und es gibt diese vor Ort in der Township zu kaufen. Wir wollten auch schauen, dass nicht irgendwelche große

Südafrika zum Einsatz kam, ist eine Jahrtausend alte Lehm-Bautechnik: *„Krümelige, erdfeuchte und relativ magere Lehmmasse wird lagenweise in eine Gleitschalung eingeschüttet und durch Stampfen verdichtet.“ (ebd.)* Die Herstellung des Baumaterials erfolgt direkt vor Ort, erfordert aber einen sehr hohen Aufwand an menschlicher Arbeitskraft. Nach Meinung des Lehm-Bauexperten ist Stampflehm vor allem in „Entwicklungsländern“ ein *„[...] attraktives und ökonomisch sinnvolles Baumaterial. Mit Hilfe von Stampflehm können stabile, dauerhafte und klimagerechte Bauten realisiert werden. Das gilt insbesondere für Regionen mit Holz-mangel.“ (Rauch 2002: 153)*

³⁴ Ziegel ist in den Townships von Johannesburg ein positiv besetzter und mit Prestige assoziierter Baustoff. (vgl. Gröbächer/Hesse 2007: 131 f)

Konzerne daran verdienen, sondern die Leute in der Township, damit das Geld in der Region bleibt.“ (ebd.)

Bei TEBOGO, Heim für Kinder mit Behinderungen (vgl. Kapitel 3.6: Die realisierten SARCH-Projekte), so Nikodem, habe man hauptsächlich diese Betonziegel verwendet.

„Wir haben Lehm nur in kleinen Bereichen verwendet, sonst hauptsächlich Ziegel. Aber wir haben bei den Kindern im Wohnbereich doppelschalig gebaut und auch mit Lüftung. Wir haben die Thermik sehr beachtet. Darum hat Linz auch den Preis³⁵ bekommen.“ (Interview Nikodem, 2007)

Die Frage, welches Baumaterial sie für Projekte in den Townships Südafrikas als das am besten geeignete halte, kann Ursula Nikodem, wie auch alle anderen von mir interviewten ProjektteilnehmerInnen, nicht beantworten. *„D a s ideale Baumaterial gibt es nicht.“ (ebd.)*

Nikodem würde jedoch auch für zukünftige Projekte am Baustoff Lehm festhalten:

„[...] ich würde ausprobieren, wie es funktioniert, wie es mit dem Klima reagiert und ich würde es weiter entwickeln, das heißt, in die Technik gehen. [...] Man muss an Hand dessen, was wir schon gebaut haben, herausfinden, wie das Material reagiert, ich würde das fast als ‚Forschen‘ bezeichnen, aber ich würde das Material nicht sofort streichen. [...] und was ganz wichtig ist, man muss anders bauen und anders planen. Man muss einfache, reduzierte Formen planen.“ (Interview Nikodem, 2007)

Für Gregor Radinger, Bauleiter des zweiten Projektes der Kunstuniversität Linz, des BAYA KINDERGARTENs (vgl. Kapitel 3.6: Die realisierten SARCH-Projekte), ist Lehm nicht unbedingt der geeignete Baustoff für solche Projekte. Seiner Meinung nach sei die Stampflehmbauweise, so wie sie praktiziert wurde, zu aufwändig und ineffizient, denn was man an Kosten für Baumaterial einspare, gäbe man bei der Arbeitszeit wieder aus. (vgl. Interview Radinger, 2007)

Die von ihm bevorzugte Art zu bauen wäre eine Mischbauweise mit Schwerpunkt Ziegel:

„[...] die Ziegelherstellung funktioniert dort sehr gut [...] mit Ziegeln zu bauen geht sehr flott und sieht auch sehr gut aus, wenn man einen guten Maurer hat. Wir hatten einen [einheimischen] ‚Supermaurer‘.“ (Interview Radinger, 2007)

Lehm würde er nur als ästhetische Komponente mit einbeziehen. (vgl. ebd.)

³⁵ „Energy Globe“ Award für TEBOGO als „erstes Solarpassivhaus in Südafrika“, 2006 (vgl. Kapitel 3.7: Die SARCH-Projekte in der öffentlichen Wahrnehmung und die mediale Relevanz von „Social and Sustainable Architecture“)

5.2.8 Zum Begriff „Partizipation“

Die Begriffe „Partizipation“ und „partizipatorisch“ tauchten erstmals Ende der fünfziger Jahre des vorigen Jahrhunderts im Sprachgebrauch der Entwicklungsspezialisten auf. (vgl. Rahnema 1993: 249)³⁶

Rahnema, der die entwicklungspolitische Arbeit aus der Praxis kennt, wirft in seinem Beitrag zum „polemischen Handbuch zur Entwicklungspolitik“ von Wolfgang Sachs³⁷, einen sehr kritischen Blick auf den Begriff der Partizipation.

Es war die Intention der Entwicklungspolitiker, mit Hilfe eines „Beteiligungsmodelles“ – durch die Teilhabe der Betroffenen – der Entwicklungspolitik eine neue Richtung zu geben.

„Der Begriff Partizipation, von dem die Ökonomen, Planer und Politiker lange Zeit nichts wissen wollten, verlor mit einem Mal seinen subversiven Charakter.“ (Rahnema 1993: 250)

Die Beteiligung der Betroffenen bedeutete nicht länger eine Gefahr, ganz im Gegenteil, man konnte durch Partizipation bei der Zielbevölkerung Bedürfnisse kreieren und so die Ökonomisierung im jeweiligen nationalen Rahmen vorantreiben. Partizipation wurde auch wahlpolitisch interessant. Man glaubte, durch Signalisieren von Gemeinschaftsgefühl politische Strategien leichter durchsetzen zu können. (vgl. Rahnema 1993: 250)

Vom neuen Partizipationsmodell wollten alle profitieren, die Weltbank als Geldgeber für Programme zur Bekämpfung der Armut, Investoren aus den reichen Ländern und Hilfsorganisationen.

„[...] heute haben alle Entwicklungspolitiker erkannt, dass ihre Zukunft von der geschickten Förderung des Partizipationsprinzips abhängt.“ (Rahnema 1993: 256)

Rahnema sieht Partizipation als einen sehr ambivalenten und jedenfalls kritisierbaren Begriff: *„Dass ganzen Bevölkerungen die Möglichkeiten genommen werden, sich zu verständigen und zum eigenen Wohl zusammenzuwirken, ist ein ernstes Problem.“* (Rahnema 1993: 265)

Rahnema fordert die Entwicklung von Handlungsstrategien, um solche „Vergewaltigungen“, wie er es nennt, hintan zu halten.

³⁶ Majid Rahnema war in den sechziger Jahren iranisches Regierungsmitglied, verließ aber später den Iran und arbeitete für die UN-Entwicklungshilfe (UNDP). Er ist ein qualifizierter Kritiker der entwicklungspolitischen Praxis. Sein Interesse gilt vor allem der Wiedergewinnung einer spirituellen Dimension in den Bemühungen um Erneuerung. (vgl. Sachs 1993 [1992]: 478)

³⁷ Wolfgang Sachs (ed.) 1993 [1992]: „Wie im Westen – so auf Erden. Ein polemisches Handbuch zur Entwicklungspolitik“

„Nur die zwanghaften Macher und Planer, die sendungsbewußten Ideologen und die obsessiven Wohltäter glauben, sie allein seien berufen, die vermeintlich hilflosen Opfer aus ihrer Zwangslage zu befreien. Aber genau diese arrogante und uneinsichtige Haltung hat dann zumeist die Folge, dass die hilfreich gemeinten Einwirkungen sich als kontraproduktive und manipulative Eingriffe erweisen.“ (Rahnema 1993: 265)

Wirkliche Partizipation, so Rahnema, muss anders verstanden werden. Partizipation bedeutet, dass jeder einzelne auf seine Weise leben und am Leben teilhaben kann. Dies verlangt vor allem innere Freiheit: die Fähigkeit, zuzuhören, Anteil zu nehmen und sich frei zu machen von Ängsten und vorgefassten Meinungen. Innere Freiheit macht äußere Freiheit möglich und gibt dem Leben einen Sinn. (vgl. Rahnema 1993: 268)

Rahnema formuliert aus diesem Gedankengang eine neue Idee der Partizipation, eine Partizipation, die gleichzusetzen ist mit Begriffen, wie: *„[...] Aufmerksamkeit, Einfühlungsvermögen, Güte oder Mitgefühl, [...] Zuhören, Lernen und Einlassen auf Beziehungen.“ (Rahnema 1993: 270)*

Rahnema reiht sich mit seiner Position unter jene Autoren ein, deren theoretischer Ansatz in der internationalen Entwicklungsdiskussion als Post-Development-Ansatz bezeichnet wird. Die Grundthese dieses Ansatzes, die sich auch in der Bezeichnung wieder findet, hält das „Projekt der Entwicklung“ für gescheitert und die „Entwicklungsära“ an ihrem Ende angelangt. *„Es sei an der Zeit, nach ‚Alternativen zur Entwicklung‘ zu suchen.“ (Ziai 2006: 98)*

„Entwicklung“ wird vom Post-Development-Ansatz dreifach kritisiert: als politisches Projekt, als gedankliche Struktur sowie auch als Begriff. (vgl. Ziai 2006: 98)

Im letzten Jahrzehnt, so Aram Ziai (2006: 99) wurde der Post-Development-Ansatz vor allem im angelsächsischen Sprachraum breit rezipiert, aber auch heftig kritisiert. Die Standardvorwürfe der KritikerInnen lauten vor allem:

- eine unkritische Sichtweise gegenüber lokalen Gemeinschaften und kulturellen Traditionen,
- die Ablehnung von Modernität und Entwicklung bzw. Fortschritt,
- die Legitimation von Unterdrückung und Gewalt durch Insistieren auf kultureller Differenz und Zurückweisung universalistischer Konzepte,

- die Post-Development-Konzepte zur Verwirklichung einer besseren Gesellschaft seien genauso autoritär wie jene Entwicklungskonzepte, die sie selbst kritisieren,
 - es werden keine alternativen Wege für einen sozialen Wandel aufgezeigt.
- (vgl. Ziai 2006: 101 ff)

Innerhalb des Post-Development finden sich zwei rivalisierende Diskurse. Der eine romantisiert traditionelle Kulturen als fest gefügte Einheiten und lehnt die Moderne vollständig ab, der andere Diskurs steht den kulturellen Traditionen skeptischer gegenüber und bewertet die Moderne weniger kritisch. (vgl. Ziai 2006: 107) *„Diese beiden Diskurse können als neo-populistische und als skeptische Variante des Post-Development bezeichnet werden.“* (Ziai 2006: 107)

Rahnema zählt in diesem Diskurs mit seiner Position zweifellos zu den Vertretern der ersteren Variante.

In seinem „Fazit“ relativiert Aram Ziai allerdings die Kritik am Post-Development-Ansatz, denn

„[...] viele KritikerInnen [haben] es versäumt, zwischen den heterogenen Sichtweisen, die unter diesem Etikett subsumiert werden, zu unterscheiden und die politischen Implikationen dieser Differenzen zu erfassen.“ (Ziai 2006: 113)

Und trotz seiner scharfen Kritik an der neo-populistischen Variante des Post-Development räumt Ziai ein,

„[...] dass die schonungslose Aufdeckung des Eurozentrismus und der Machtbeziehungen im Mainstream, z.T., aber auch in alternativen Spielarten des Entwicklungsdiskurses, eine wichtige Errungenschaft darstellt.“ (Ziai 2006: 113)

Post-Development-Ansätze können eine anregende Grundlage in der kritischen Diskussion von Entwicklungstheorie und -praxis und bei der Suche nach möglichen Alternativen darstellen. (vgl. Ziai 2006: 113)

Partizipation ist ein Anspruch, der auch im Rahmen der SARCH-Projekte zu stellen ist. Die „Ideen und Ziele von SARCH“ (vgl. Kapitel 3.2.1) signalisieren die Bereitschaft zur Partizipation durch ihr Motto „build together, learn together“, ein Anforderung, die alle Projekte begleiten soll:

„Studierende aus europäischen Bildungseinrichtungen [...] entwerfen und bauen gemeinsam mit Einheimischen im Zuge ihrer Ausbildung kommunale Projekte [...] in Entwicklungsländern“³⁸,

ist das gemeinsame Ziel, der Weg dahin wird von den SARCH-TeilnehmerInnen jedoch auf sehr unterschiedliche Weise beschritten.

Chorherr, der Initiator der SARCH-Projekte, vermerkt selbstkritisch, dass Partizipation in den Projekten zwar gelebt wird, jedoch

„[...] im Rahmen des Möglichen. [...] schöner und besser wäre es, wenn nicht in Wien, sondern in Südafrika geplant würde, wenn man wirklich hinausfährt [in die Townships] mit einem Modell und explizieren könnte, wie das kommt. Es wird versucht, im Rahmen des Möglichen, viel mehr als die meisten anderen, aber sicherlich nicht in ausreichendem Maß.“ (Interview Chorherr, 2007)

In den Projekten der Technischen Universität Wien (vgl. Kapitel 3.6: Die realisierten SARCH-Projekte) war die Idee der Partizipation, wie ich meine, unbewusst omnipräsent. Bewusst gemacht wurde Partizipation aber erst durch die Einbeziehung der lokalen Mitarbeiter in der Bauphase.

Die Wünsche und Bedürfnisse der Betroffenen wurden im Vorfeld zwar erhoben und in der Entwurfs- und Planungsphase übermittelte man auch fallweise Pläne nach Südafrika (vgl. Interview Fattinger, 2007), einer aktive Partizipation der Betroffenen fand in diesen Projektphasen jedoch kaum statt.

Partizipation im Sinne Rahneas (vgl. 1993: 270) wurde, wie ich meine, in der Bauphase vor Ort gelebt. Sie fand ihren Ausdruck im Respekt und in der Wertschätzung, die man den lokalen Mitarbeitern entgegenbrachte, aber auch, wie im Falle des Behindertenwohnheimes MODOMO O MOHOLO (vgl. Kapitel 3.6: Die realisierten SARCH-Projekte) durch die Einbeziehung der behinderten Menschen in den täglichen Arbeitsablauf.

„[...] alle, die das später nutzen, waren jeden Tag auf der Baustelle, sie haben zugeschaut und, soweit es ihre Behinderung zugelassen hat, auch mitgearbeitet. Sie haben zum Beispiel etwas gehalten, wenn wir gebohrt haben und waren voll dabei. Es hat ihnen auch sehr gefallen, dass so viel passiert und ein paar, die nichts machen konnten, sind den ganzen Tag da gesessen und haben zugeschaut und dabei die größte Freude gehabt, das jeden Tag wachsen zu sehen.“ (Interview Fattinger, 2007)

Ursula Nikodem, Projektteilnehmerin der Kunstuniversität Linz, bewertete die Partizipation bei Bedarfserhebung sowie in der Entwurfs- und Planungsphase als mangelhaft. Die Gründe

³⁸ Internet-Ressource: SARCH-Ideen und Ziele, [11.10.2007]

dafür sieht sie in der schwierigen Kommunikation mit der Township und reklamiert das Fehlen einer Vertrauensperson oder einer AnsprechpartnerIn vor Ort. (vgl. Interview Nikodem, 2007)

In der Bauphase wurde auch bei den Linzer Projekten Partizipation in Form einer guten und intensiven Zusammenarbeit mit den einheimischen Mitarbeitern praktiziert. (vgl. ebd.)

Beim ersten Projekt der Kunstuniversität Linz, dem TEBOGO-Heim für Kinder mit Behinderungen (vgl. Kapitel 3.6: Die realisierten SARCH-Projekte) fand durch die Einbeziehung eines Musik- und Bewegungstherapeuten³⁹, Partizipation auf einer ganz besonderen Ebene statt. Der Therapeut begleitete das Projekt zehn Tage lang und arbeitete vor Ort mit lokalen Therapeutinnen aber vor allem mit den behinderten Kindern, wobei auch Nachbarskinder aus Orange Farm in die Arbeit mit einbezogen wurden. (vgl. Kunstuniversität Linz/Die Architektur 2005: 37)

„In nur wenigen Tagen entstanden mehr als hundert Musikinstrumente für die Kinder, die sie aus gefundenen Materialien auf der Baustelle fertigten. Durch das Musizieren und therapeutische Arbeiten konnten die Kinder bald viel Positives mit dem hektischen Treiben auf der Baustelle verbinden.“ (Kunstuniversität Linz/Die Architektur 2005: 37)

Beim Projekt WEILERSFARM (vgl. Kapitel 3.6: Die realisierten SARCH-Projekte) der Technischen Universität Graz war Partizipation kein vorrangiges Thema. Weder in der Vorbereitungsphase, noch in der Entwurfs- und Planungsphase wurde intensiv mit den Betroffenen kommuniziert, was letztlich sogar in einem drohenden Konflikt mit der Community mündete. (vgl. Kapitel 5.2.2: Information der Township-Gemeinden über die Projekte)

Auch in der Bauphase fand nahezu keine Integration lokaler Mitarbeiter statt, „[...] da wir einen Holzbau realisiert haben, der für Südafrika doch sehr exotisch ist.“ (Interview Hesse, 2007)

³⁹ Erich Heiligenbrunner studierte an der Musikuniversität in Salzburg. Er war tätig als Lehrer an heilpädagogischen Schulen und in der Erwachsenenbildung. In den letzten zwanzig Jahren war er häufig an sozialpädagogischen Projekten im Ausland beteiligt. Er beschreibt sich selbst als Kulturpädagoge und Person des musisch kreativen Ausdrucks. (vgl. Kunstuniversität Linz/Die Architektur 2005: 23)

5.2.9 Akzeptanz der Projekte

Georg Grünberg⁴⁰ (vgl. Vorlesungsprotokoll Leithner 2005/06) verwendet für Projekte, die sich im entwicklungspolitischen Kontext bewegen, die Metapher eines Baumes:

Die Wurzel muss tragfähig sein und die Verwurzelung muss auf Vertrauen beruhen. Die Betroffenen müssen sich darauf verlassen können, dass ihre Wünsche und ihre Vorstellungen in den Projekten, die für sie und gemeinsam mit ihnen entwickelt werden, Beachtung finden. Es ist wichtig, die Menschen vor Ort in die Projektarbeit zu integrieren, denn nur so können sie das, was geschaffen wurde, auch als etwas „Eigenes“ betrachten. Das Bewusstmachen von „Ownership“ auf Seiten der Betroffenen ist Voraussetzung für Akzeptanz und Eigenverantwortlichkeit und ein wichtiger Indikator für das Gelingen oder das Scheitern von Projekten. (vgl. ebd.).

Der Erfolg eines Projektes, so Grünberg, liegt nicht in der Auswahl des richtigen Projektträgers, sondern vielmehr darin, wie dieser im Zuge seiner Projektarbeit agiert. Die größten Chancen auf Erfolg räumt Grünberg jenen Projekten ein, die auf lokal vorhandenen Erfahrungen und Wissen aufbauen, die lokale, soziale Strukturen beachten und relevante Themen berühren, wobei Sinn und Nutzen eines Projektes im Vorfeld klar definiert werden muss. Im Zusammenführen all dieser Elemente sieht Georg Grünberg eine wichtige Voraussetzung dafür, dass Projekte gemeinsam getragen und zu Erfolgsprojekten werden können. (vgl. Vorlesungsprotokoll Leithner 2005/06)

In Punkt 1. der „Recommendations“ des Beitrags zum „First World Congress of Communication for Development (WCCD), 2006, formulieren Kranz, Grünberg und Ströbele-Gregor wichtige Anforderungen, die unter anderen für das Gelingen und die Akzeptanz von Projekten von Bedeutung sind:

„[...] Including the cultural dimension into development initiatives with IPs [Indigenous Peoples, Anm. der Autorin] is an indispensable condition of sustainable development. External actors need sufficient knowledge of local culture and language, and the respect of ways of life different from their own. As long as there is no change of attitude on the level of individuals, the most favourable policies will be ineffective in practice. Intercultural communication skills need to be acquired by all actors directly involved with IPS development initiatives. Those include dialogue skills to negotiate a transparent consensus with and among local stakeholders.“ (Kranz, Grünberg, Ströbele-Gregor 2006: 25)

⁴⁰ Georg Grünberg: Ethnologe und Zentralamerika-Experte, Lektor am Institut für Kultur- und Sozialanthropologie in Wien

Kristina Gröbacher und Verena Hesse, Teilnehmerinnen am Grazer Projekt WEILERSFARM (vgl. Kapitel 3.6: Die realisierten SARCH-Projekte), unterziehen in ihrer Diplomarbeit (vgl. Gröbacher/Hesse 2007: 108 f) die Projektarbeit in Südafrika einer kritischen Analyse – auch in Bezug auf das Thema der Akzeptanz. In einem Gespräch der beiden Autorinnen mit Peter Rich, Architekt und Professor an der University of the Witwatersrand in Johannesburg, betonte dieser, er halte es für eine Frage des Respekts, die Menschen, für die man baue, um ihre Meinung zu fragen. Ein Unterfangen, das Zeit brauche, da die Menschen ihr Leben lang nie nach ihrer Meinung gefragt wurden. (vgl. ebd.)

„Die Bevölkerung muss sich mit der Formensprache des Projektes identifizieren können [...]“ und „[...] lokale Helfer sind wichtig, je mehr desto besser. Es steigert den Identifikationsprozess.“ (Rich zit. in Gröbacher/Hesse 2007: 108 f)

Christoph Chorherr (vgl. Interview, 2007) ist von der Akzeptanz der SARCH-Projekte durch die Township-Bevölkerung überzeugt, *„[...] die sind total stolz auf ihre Häuser [...]“*, bemerkt aber gleichzeitig kritisch: *„[...] die Fähigkeit, etwas zu reparieren, ist eine enden wollende.“*

Die Überprüfung der Akzeptanz, so Chorherr, erfolge permanent, indem man immer wieder in derselben Region baue. Durch die regelmäßigen Kontakte mit den Townships sei es möglich, bestehende Projekte *„[...] anzuschauen und auch zu lernen, wie Akzeptanz funktioniert, und wo etwas nicht funktioniert.“* (Interview Chorherr, 2007))

Für Peter Fattinger ist Akzeptanz und Ownership, zumindest was die Projekte der Technischen Universität Wien betrifft (vgl. Kapitel 3.6: Die realisierten SARCH-Projekte), *„[...] zu hundert Prozent gegeben.“* (Interview Fattinger 2007)

Er führt dies darauf zurück, dass den ProjektteilnehmerInnen das Einbeziehen der Menschen vor Ort sehr wichtig war.

„Sie [die Betroffenen] waren natürlich auch bei vielen Entscheidungen, die wir vor Ort getroffen haben, voll involviert, zum Beispiel bei der Entscheidung, wie streichen wir etwas an, oder wie soll die Küche angeordnet sein, alles Dinge, die man mit einem Plan in der Vorphase nicht so gut vermitteln kann. [...] wir haben einige Details vor Ort noch verändert und ich halte diese Möglichkeit für die Qualität dieser Arbeitsweise [...]“ (Interview Fattinger, 2007)

Ursula Nikodem beschreibt ihre Sicht von Akzeptanz in Bezug auf das Projekt BAYA KINDERGARTEN, jenes Projekt, an dem sie selbst federführend beteiligt war. (vgl. Kapitel 3.6: Die realisierten SARCH-Projekte)

„Ich habe versucht, die [...] Kindergartenleiterin in vielen Bereichen sehr einzubinden und ihr auch Verantwortung zu geben in dem Sinn, dass sie auch mithelfen muss, etwas zu organisieren, wozu sie, so meine ich, sehr wohl die Fähigkeit hat. [...] Die Kindergartenleiterin hat dann den Eltern das Projekt vorgestellt und diese haben mitgearbeitet. Fast alle, die mitgearbeitet haben, waren auch Elternteil.“ (Interview Nikodem, 2007)

Mit der Einbeziehung der Eltern der zu diesem Zeitpunkt gerade aktuellen Kindergarten-Kinder, so Nikodem, sei das Problem der Akzeptanz aber nur temporär gelöst. Um nachhaltige Akzeptanz zu gewährleisten, schlägt Nikodem vor, in Zusammenarbeit mit dem MASIBAMBANE College (vgl. Kapitel 3.3: Entstehung der SARCH-Projekte und ideologischer Hintergrund von SARCH) eine Ansprechstelle für jene Kindergärten zu schaffen, die im Rahmen der SARCH-Projekte errichtet wurden. (vgl. Interview Nikodem, 2007)

5.2.10 Nachbetreuung der Projekte

Die mangelhafte Nachbetreuung der Projekte beurteilt Christoph Chorgherr selbstkritisch als einen Schwachpunkt, um den man sich

„[...] in Zukunft besser kümmern muss, denn es ist nicht ganz leicht [für die Leute in der Township], in den Kopf zu kriegen, es ist ‚meine Aufgabe‘, etwas zu reparieren, denn es funktioniert auch so weiter.“ (Interview Chorgherr, 2007)

Den möglichen Weg, das Problem in den Griff zu bekommen, sieht Chorgherr in simpleren Bauformen, und *„[...] wir müssen selbst dafür sorgen, dass man das [die Nachbetreuung] jemandem zur Verantwortung übergibt [...]“ (ebd.)*

Peter Fattinger delegiert die Verantwortung für die Nachbetreuung der Projekte an Chorgherr, hält jedoch ständig Kontakt mit ihm, um sich über die aktuelle Lage zu informieren.

„Christoph Chorgherr war eben jetzt gerade unten. Ich habe ihn gestern getroffen und wir haben ausführlich darüber gesprochen, was ist passiert, wie funktioniert was, wo gibt es vielleicht Mängel, was gehört als nächstes instand gesetzt, was hat sich wo bewährt [...]“ (Interview Fattinger, 2007)

Fattinger ist der Meinung, man habe die Probleme der Nachbetreuung im Griff, da alle drei Monate jemand nach Südafrika komme und auch die NGO „Education Africa“ in die Nachbetreuung der Projekte involviert sei:

„[...] die sind auch ständig dran, sie haben auch wieder neue Sponsoren gewonnen, die zum Beispiel den Kindergarten mit Spielzeug ausrüsten, oder mit Teppichen, oder mit Spielgerät draußen [...]“ (ebd.)

Ursula Nikodem sieht das Thema der Nachbetreuung nicht so entspannt, für sie ist die mangelnde Nachbetreuung ein wesentlicher und sehr „heikler“ Punkt in den Projekten. Die Nachbetreuung der Projekte, was die Zuständigkeiten und die Aufbringung der finanziellen Mittel betrifft, ist ihrer Ansicht nach keineswegs sichergestellt.

„[...] die Leute [in den Townships] müssen auch selber schauen, dass sie etwas auf die Beine stellen, aber sie schaffen das nicht wirklich [...]“ (Interview Nikodem, 2007)

Sie fordert daher, wie bereits im vorhergehenden Kapitel erwähnt (5.2.9: Akzeptanz der Projekte), die Einbeziehung des MASIBAMBANE-College als zentrale Stelle vor Ort, von der aus die Nachbetreuung der Projekte organisiert werden sollte.

Einen kritischen Standpunkt zur Nachbetreuung der Projekte nimmt auch Verena Hesse von der Technischen Universität Graz ein. Ihrer Meinung nach sollte die Nachbetreuung des von den Grazern errichteten Kindergartens

„[...] durch Organisationen vor Ort [erfolgen], die ein wenig Unterstützung gewähren sollten, was jedoch leider nicht im gewünschten Maße passiert.“ (Interview Hesse, 2007)

Andrea Rieger-Jandl wirft einen kritischen „Blick von außen“ auf die SARCH-Projekte und sieht in der Nachbetreuung *„[...] auf jeden Fall einen Schwachpunkt.“ (Interview 2007)*

An Hand eines, ihr bekannten Schulprojektes in Ladakh, filtert Rieger-Jandl im Interview jene Punkte heraus, die für Projekte in „Entwicklungsländern“ von entscheidender Bedeutung sind: langsame Entwicklung der Projekte vor Ort, die Fähigkeit zu Empathie, aktive Partizipation der Menschen vor Ort, Entwicklung von Strukturen sowie Organisation einer Nachbetreuung oft über Jahre hinweg, so lange, bis die Projekte sich selbst tragen können.

Eine Auseinandersetzung mit diesen, in der Entwicklungszusammenarbeit längst implementierten Prämissen, wäre auch für die Verantwortlichen und AkteurInnen der SARCH-Projekte, so meine ich, ein positiver Input für ihre Arbeit in Südafrika.

5.2.11 Hilfe zur Selbsthilfe“

Marianne Gronemeyer⁴¹ im kritischen Beitrag im „polemischen Handbuch zur Entwicklungspolitik“⁴²:

„Die Zeiten, da das Helfen noch geholfen hat, sind unwiderruflich vorbei. Aber damit nicht genug: Hilfe ist nicht nur matt geworden, ihrer rettenden Kraft beraubt. Hilfe kann heutzutage fast nur noch angedroht werden; und wem sie angedroht wird, der muss auf der Hut sein.“ (1993: 170)

Für Gronemeyer ist vor allem der enge Konnex zwischen Hilfe und Macht augenscheinlich und kritisierbar. „Hilfe zur Selbsthilfe“, so meint sie, „[...] war die einzige Hilfe, die, kritisch betrachtet, nicht als anrühlich oder kontraproduktiv galt, die vielmehr einen Ausweg aus dem Dilemma zu weisen schien [...]“ (Gronemeyer 1993: 189). „Hilfe zur Selbsthilfe“ wurde zur entwicklungspolitischen Leitidee der nichtstaatlichen Hilfsorganisationen. „[...] In der Ertüchtigung zur Selbsthilfe findet die Hilfe scheinbar ihre Unschuld wieder.“ (ebd.)

Die Idee, die diesem Konzept zu Grunde liegt, beruht darauf, dass Hilfe sich selbst in einer angemessenen Frist überflüssig macht. Der Entwicklungsgedanke, die Notwendigkeit, Rückständigkeit in Fortschritt umzuwandeln, bleibt jedoch auch bei diesem Konzept Basis und Intention und macht es kritisierbar. Denn:

„Als Entwicklungshilfe muss sie zuvor zerstören, was sie zu heilen vorgibt: die Fähigkeit einer Gemeinschaft, ihr Leben aus eigenen Kräften zu erhalten und zu gestalten. Sie ist die elegantere, moralisch weitaus besser legitimierte Form der Einmischung. [...]“ (Gronemeyer 1993: 190)

In den SARCH-Projekten ist „Hilfe zur Selbsthilfe“ zwar kein Thema, das vordergründig diskutiert wird, liest man jedoch zwischen den Zeilen, so wird dieses Konzept von Hilfe immer mitgedacht.

Die Vision „build together, learn together“ (vgl. Kapitel 3.2.1: Ideen und Ziele von SARCH) weist in diese Richtung und der Fokus auf Schulen und Kindergärten zeigt, wie wichtig man Ausbildung erachtet, als Weg in eine bessere und selbst bestimmte Zukunft. Ob die SARCH-Projekte als Einmischung und Beeinträchtigung der „Selbsteilungskräfte“ einer

⁴¹ Marianne Gronemeyer: Universitätslehrerin und Autorin in Deutschland mit Erfahrungen in der Friedensbewegung (vgl. Sachs 1993 [1992]: 476)

⁴² vgl. Wolfgang Sachs (ed.) 1993 [1992]: „Wie im Westen – so auf Erden. Ein polemisches Handbuch zur Entwicklungspolitik“

Gemeinschaft im Sinne Gronemeyers oder als positiver Impact für die Betroffenen gesehen werden können, bleibt dahingestellt.

Peter Fattinger auf die Frage, ob die SARCH-Projekte seiner Meinung nach als „Hilfe zur Selbsthilfe“ gesehen werden können und ob die Menschen in den Townships, zumindest jene, die bei den Projekten mitgearbeitet haben, durch ihr erworbenes know-how in Zukunft selbst etwas ähnliches auf die Beine stellen können,

„[...] ja, zum Teil schon, sie haben sich Anregungen geholt, aber, dass sie das noch erweitert haben, das passiert schon [...] Sie haben uns auch gefragt, ob sie die Reste haben können und haben dann selbst, ganz nach unserem Vorbild und mit unserem Werkzeug, Türen gebaut und diese in ihre Hütten eingebaut. [...] aber so große Sachen, wie wir sie gebaut haben, kann der individuelle Township-Bewohner nie machen.“ (Interview Fattinger, 2007)

Nach Meinung von Ursula Nikodem entsprechen die SARCH-Projekte *„[...] nur in kleinen Ansätzen“* dem Konzept der „Hilfe zur Selbsthilfe“, denn die gebauten Häuser seien zu kompliziert und würden auch entsprechende statische Kenntnisse erfordern.

„[...] ein großer Bau ist viel komplizierter als kleine Häuser und daher wäre der nächste Schritt, dass man für Familien kleine Häuser plant.“ (Interview Nikodem, 2007) Es gäbe bereits eine Idee von Roland Gnaiger,⁴³ Wohnprojekte für Private zu planen, die das Ziel verfolgen, besser – im Sinne von „nachhaltiger“ – zu bauen, was man den Menschen in den Townships in Form von Workshops näher bringen könnte. (vgl. Interview Nikodem, 2007)

Verena Hesse hält „Hilfe zur Selbsthilfe“ im Rahmen der SARCH-Projekte prinzipiell für möglich,

„[...] dazu wäre es jedoch notwendig, das Gesamtkonzept umzustellen und den Menschen in den Townships, beispielsweise in Workshops, Techniken zum Bauen beizubringen, ihnen aber nicht fertige Gebäude zu schenken, denn davon lernen sie leider zu wenig, um sich dahin gehend selber helfen zu können.“ (Interview Hesse, 2007)

Für Andrea Rieger-Jandl nehmen die SARCH-Projekte eine Sonderstellung ein, die mit dem entwicklungspolitischen Prinzip der „Hilfe zur Selbsthilfe“ nichts zu tun hat und wohl auch keine Ansprüche in diese Richtung stellt. Aus entwicklungspolitischer Sicht, so Rieger-Jandl, würden die Projekte bei ihr daher Assoziationen mit Entwicklungsprojekten der sechziger

⁴³ Roland Gnaiger: Leiter der Architektur an der Kunstuniversität Linz und Vorstandsmitglied von SARCH

Jahre hervorrufen: „[...] wir kommen und bauen. Das ist heute in der Entwicklungszusammenarbeit sicherlich überholt.“ (Interview 2007)

Andrea Rieger-Jandl präzisiert ihren Zugang und ihr Verständnis von „Hilfe zur Selbsthilfe“ an Hand eines von ihr initiierten und mit Studierenden durchgeführten Entwurfsprojekts in Ladakh (N-Indien) – Solar Town Ladakh⁴⁴ – einer geplanten Siedlung für nahezu fünftausend Personen:

„[...] die Idee dahinter war, gemeinsam mit der Bevölkerung ein Building-Center mit Muster-Häusern zu entwickeln. Dort sollte es sowohl Informationen über Bautechniken und traditionelle sowie eventuelle neue Materialien geben und begleitend dazu sollten Seminare angeboten werden. Es sollte also ein Informationszentrum für die Menschen werden, die dann ihre eigenen Häuser bauen, denn sie sind es gewohnt, ihre eigenen Häuser zu bauen. Wir wollten ihnen eher die Möglichkeit des Fortschritts und der Information bieten, um sich zu verbessern, aber wir wollten keinen Zwang ausüben. Das war unser Zugang. Nicht hingehen und etwas hinstellen und sagen, macht da drinnen etwas. Sondern, baut eure Schule, wir haben ein paar Vorschläge und ihr könnt euch aussuchen, ob ihr sie annehmen möchtet oder nicht.“ (Interview Rieger-Jandl, 2007)

5.3 Wichtige Kernthemen

5.3.1 Bildungsprojekte versus Projekte der Entwicklungszusammenarbeit

Für Christoph Chorherr, den Gründer und Ideengeber von SARCH, sind die Projekte in Südafrika „[...] primär Bildungsprojekte“ (Interview, 2007). Dass die SARCH-Projekte sich auch in einem entwicklungspolitischen Kontext bewegen, ist ihm zwar bewusst, „[...] natürlich sind es Projekte der Entwicklungszusammenarbeit [...]“, er hat jedoch, auf Grund der ungewöhnlichen Konstellation der Projekte „[...] ein Problem [...]“, diese als solche zu bezeichnen.

„[...] wenn wir sagen, es geht primär darum, Menschen in der Township zu unterstützen, dann würde man nicht auf die Idee kommen, dass da zwanzig Studierende hinunterfahren müssen. Es ist ein Projekt, das unseren Studierenden Lernmöglichkeiten gibt und auch den Menschen in der Township, die mitarbeiten, und zusätzlich entsteht ein Gebäude, das einem Kindergarten bessere Arbeitsmöglichkeiten bietet. [...] Das Ziel dieser Projekte ist nicht, ein Modell zur Entwicklung von Townships. Ich bin der festen Meinung, das müssen die Länder selbst aus sich heraus tun. Bei uns steht das Lernen aller Beteiligten im Vordergrund.“ (Interview Chorherr, 2007)

⁴⁴ Internet-Ressource: Institut für vergleichende Architekturforschung-Andrea Rieger-Jandl [30.10.2007]

Auch Peter Fattinger sieht in den SARCH-Projekten „[...] nicht das klassische Entwicklungshilfe-Projekt [...]“, denn ein solches „[...] müsste ganz anders ablaufen.“ (Interview, 2007)

Für ihn sind in den Projekten zwar „[...] einige Attribute, die mit Entwicklungszusammenarbeit übereinstimmen [...]“, zu finden, gleichzeitig sieht er sich aber von verschiedenen Seiten, auch von Leuten „im eigenen Haus“, mit einem Vorwurf konfrontiert, der auf einem totalen Missverständnis beruht:

„[...] nämlich, dass sich das Geld, das wir dafür einsetzen, dass in Südafrika ein Kindergarten gebaut wird, nicht dafür steht. Dabei werden die Materialkosten und die Kosten, die jeder Studierende für seinen Flug aufbringt, eingerechnet. Wenn man das alles in einen Topf wirft, hat man ein Budget und das wird mit dem Budget für ein ‚richtiges Entwicklungshilfe-Projekt‘ verglichen, wo zwei Leute hinfahren und das Projekt mit den Leuten vor Ort machen. Man könnte dann um das Geld zwei Kindergärten bauen. Nur, die Rechnung geht so nicht auf, denn es würde keiner der beteiligten Studierenden hunderte Euros für ein Projekt spenden, das irgend jemand dort macht.“ (Interview Fattinger, 2007)

Die Motivation der Studierenden, so Fattinger, selbst verdientes Geld zur Finanzierung der Flugkosten einzusetzen, bestehe in erster Linie darin, dass ihnen die Möglichkeit geboten wird, selbst an Ort und Stelle ein Projekt zu verwirklichen. Dies sei das Besondere an den SARCH-Projekten und mache diese nur schwer mit anderen Projekten der Entwicklungszusammenarbeit vergleichbar.

Die SARCH-Projekte sind

„[...] vom Arbeitseinsatz und vom Output, das heißt, von der Anzahl der Personen, die hinunter fliegen um ein Projekt zu machen, nicht so, wie es sich die Entwicklungshilfe vorstellt.“ (Interview Fattinger, 2007)

Einen positiven und wichtigen Nebeneffekt der Projekte in Südafrika sieht Fattinger in der Bewusstwerdung dessen, „[...] was Architektur in solchen Breiten bedeutet“, sowie in einem Zugewinn an sozialer Kompetenz auf Seiten der Studierenden.

Ursula Nikodem vertritt die Meinung, dass die SARCH-Projekte

„[...] sehr wohl Entwicklungshilfe-Projekte [sind], auch wenn der Begriff [auf Grund der zahlreichen gescheiterten Projekte, Anm. der Autorin] so negativ besetzt ist, denn man bringt know-how hinunter und man baut etwas.“ (Interview Nikodem, 2007)

Besonders bei den Projekten der Kunstuniversität Linz (vgl. Kapitel 3.6: Die realisierten SARCH-Projekte), so Nikodem, habe man großen Wert auf Zusammenarbeit mit den Menschen vor Ort gelegt und so den Begriff der Entwicklungszusammenarbeit für die Projekte anwendbar gemacht. (vgl. Interview, 2007.)

Der Terminus Bildungsprojekte treffe ihrer Meinung nach nur auf die Studierenden aus Europa zu:

„[...] Bildungsprojekte sind es für uns, aber wir gehen hinunter und machen etwas, das heißt, wir haben dort auch eine Resonanz und daher kann man nicht sagen, das sind ausschließlich Bildungsprojekte für die Studierenden. Wir lernen sehr viel, aber wir machen dort auch etwas, wir machen Eingriffe im sozialen Bereich und im baulichen Bereich, und das hat Auswirkungen. [...] Und darum, wenn Chorherr das als Bildungsprojekt nur für uns bezeichnet, dann stimmt das nur zum Teil, denn das Projekt ‚macht‘ auch etwas.“ (Interview Nikodem, 2007)

Auch für Verena Hesse sind die SARCH-Projekte keine reinen Bildungsprojekte.

„Die Projekte sind gewiss ein großer Schritt in Richtung Entwicklungszusammenarbeit. Dennoch darf man sich nicht der Illusion hingeben, dass man mit einem solchen Projekt die Welt verbessern kann. Selbst um eine kleine Township, wie in unserem Fall WEILERSFARM, ein wenig zu verbessern, würde weit mehr von Nöten sein.“ (Interview Hesse, 2007)

Andrea Rieger-Jandl (vgl. Interview, 2007) betont, dass es nicht möglich ist, sich völlig von einem entwicklungspolitischen Kontext abzugrenzen:

„[...] solche Projekte stellen einen direkten Eingriff in bestehende Strukturen dar, und damit bekommen sie automatisch entwicklungspolitische Relevanz. Man kann sich nicht einfach über die Rahmenbedingungen hinweg setzen und sagen, das ist außerhalb des Kontextes, denn die Auswirkungen sind komplex und vielschichtig.“

Im Falle der SARCH-Projekte, so merkt sie kritisch an, „[...] ist es schon so, dass die Rahmenbedingungen kaum in Betracht gezogen wurden [...]“

5.3.2 SARCH als „soziale und nachhaltige Architektur“?

Christoph Chorherr beschreibt im Artikel „SARCH – Über Bauen und Lernen in Südafrika“ aus dem Jahr 2005, der in der Broschüre „LIVING TEBOGO – Bauen in Südafrika“ der Kunstuniversität Linz abgedruckt ist, den Weg, den seiner Meinung nach die Architektur in Zukunft gehen sollte:⁴⁵

„Es ist schwer begreiflich: Weltweit wird der Großteil aller Behausungen unter [einem] extremen Mangel weitab jedes Architekten, nur, um die größte Not zu lindern, errichtet. Orange Farm ist nur einer dieser Brennpunkte. Rund um die Städte Afrikas, aber auch Südamerikas oder Asiens, gleichen sich die Bedingungen: Blechdächer erzeugen unerträgliche Hitze im Sommer, Kälte im Winter. Die Siedlungen wachsen

⁴⁵ „SARCH – ÜBER BAUEN UND LERNEN IN SÜDAFRIKA“: die Teilwiedergabe eines Interviews, das Studierende der Kunstuniversität Linz mit Christoph Chorherr geführt haben.

explosionsartig, entwickeln innere Ordnungsstrukturen, die uns schwer begreiflich erscheinen.

Haben unsere trotz Sparprogrammen reichen Architekturfakultäten eine Aufgabe, für diese Wohn- und Siedlungsformen Modelle, Strategien und Projekte zu entwickeln? Ein lautes Ja und die Gründung von ‚SARCH‘ war die Antwort. Die Architektur soll, nein muss sich angesichts dieser Aufgabe, Wohnraum für jenen rasch wachsenden Teil der Welt, für den ein Haus nicht mehr als ein paar hundert Euro kosten darf, wieder verstärkt ihrer sozialen Aufgabe besinnen. Und ihrer ökologischen.“ (Chorherr zit. in Kunstuniversität Linz/Die Architektur 2005: 43)

Überzeugende Worte, die zeigen, was Christoph Chorherr unter „sozialer und nachhaltiger Architektur“ versteht, aber auch Worte, die viel Spielraum für Interpretationen offen lassen.

Peter Fattinger beantwortet die Frage nach seiner Sicht von „sozialer und nachhaltiger Architektur“ etwas konkreter mit dem Hinweis, man müsse unterscheiden zwischen:

„[...] architektonischer Nachhaltigkeit: damit ist der Energiehaushalt in einem Gebäude, beziehungsweise der Energieaufwand gemeint, sowie die Materialien, die eingesetzt werden, um ein Gebäude herzustellen, und sozialer Nachhaltigkeit, das ist jener Effekt, den Kindergärten oder andere Bildungseinrichtungen gerade in diesen Regionen auslösen. Wichtig ist vor allem, in die Zukunft zu investieren.“ (Interview Fattinger, 2007)

Eine gewisse Intransparenz in der Übermittlung dessen, was „soziale und nachhaltige Architektur“ im SARCH-Kontext bedeutet, reklamiert Ursula Nikodem. (vgl. Interview, 2007) Vor allem das Verständnis von „sozial“ bedeute für sie und auch für andere ProjektteilnehmerInnen ein Problem.

„Nachhaltige Architektur“ zu definieren, ist für Nikodem einfacher. Sie bezieht diese auf die Gebäude und vor allem darauf,

„[...] dass diese nicht nach zehn oder fünfzehn Jahren kaputt gehen. Aber das bedarf einer Pflege und einer Erfahrung, für die es vor Ort zu wenig Strukturen gibt.“ (Interview Nikodem, 2007)

Gregor Radinger, von der Kunstuniversität Linz, beschreibt sein Verständnis von „nachhaltiger Architektur“ wie folgt: *„Nachhaltige Architektur ist für mich, etwas zu bauen, das auch wirklich gebraucht wird; was Verbesserung bringt.“ (Interview, 2007)*

Mit dem Begriff „sozial“ kann auch er in diesem Kontext wenig anfangen.

Verena Hesse auf die Frage, ob ihrer Meinung nach im Grazer Projekt WEILERSFARM (vgl. Kapitel 3.6: Die realisierten SARCH-Projekte) die von SARCH proklamierte „social and sustainable architecture“ verwirklicht wurde:

„Ich habe das Gebäude ein halbes Jahr nach Fertigstellung gesehen und war ein wenig traurig darüber, wie wenig für die Erhaltung getan wird [...] aber die Nachhaltigkeit hängt ja nicht nur von der Bauweise ab, da gibt es weit mehr Einflussfaktoren.“ (Interview, 2007)

Eine Erkenntnis, die auch in einer kritischen Diplomarbeit zum Grazer Projekt zum Ausdruck kommt. (vgl. Gröbacher/Hesse 2007)

Für Andrea Rieger-Jandl klingt der „[...] Begriff ‚social and sustainable architecture‘ optimal, aber er passt nicht zu den [SARCH-] Projekten.“ (Interview, 2007)

Sie bezieht „sustainability“ nicht ausschließlich auf technische Ansprüche, wie Solarkühlung, Baumaterialien oder Auswirkungen auf die Umwelt, sondern auch „[...] auf das Leben und wie sich etwas einfügt; auch das ist sustainable.“

„[...] nicht nur Nachhaltigkeit in Form von physischer Umwelt, sondern auch nachhaltige Form von kultureller und sozialer Umwelt. Und so betrachtet ist eigentlich von beiden Begriffen, sowohl von ‚sustainability‘ als auch von ‚sozial‘, in diesen Projekten eher wenig vorhanden. Man könnte die SARCH-Projekte zum Beispiel ‚experimentelle Architektur in Entwicklungsländern‘ nennen, das würde zu den Projekten besser passen und hätte eine ganz andere Berechtigung.“ (Interview Rieger-Jandl, 2007)

5.3.3 SARCH: ein interdisziplinäres Projekt?

Prinzipiell kann gesagt werden, dass alle meine InterviewpartnerInnen sich positiv zu einer möglichen Zusammenarbeit mit anderen Disziplinen, und hier vor allem mit der Anthropologie, äußerten.

Christoph Chorherr (vgl. Interview, 2007) betont, dass es derzeit bereits Kontakte zwischen verschiedenen Universitäten gäbe – er bezieht dies allerdings nur auf die Architektur-Fakultäten – „[...] und auch manche Pädagogen nehmen wir mit ins Boot.[...] Der Anlass des Bauens bietet so manches, da gibt es no-limits.“

Peter Fattinger geht auf die Anregung einer Zusammenarbeit zwischen ArchitektInnen und EthnologInnen nur mit der Bemerkung ein: „[...] ich sehe das positiv, keine Frage.“ (Interview Fattinger, 2007)

Für Ursula Nikodem wäre eine Zusammenarbeit zwischen den beiden Disziplinen, Architektur und Anthropologie, erstrebenswert:

„[...] ich persönlich finde das total interessant, ich würde es sofort machen. Wir haben auch schon einmal über eine Zusammenarbeit mit Soziologen von der Kepler Universität [Linz] gesprochen. Ich selbst habe es im Kleinen versucht, so weit es halt machbar war. Wir haben das innerhalb der Universität interdisziplinär gemacht, und das hat Seltenheitswert. Das Projekt [BAYA KINDERGARTEN] war eine Zusammenarbeit zwischen Design, Architektur und Fotografie.“⁴⁶ (Interview Nikodem, 2007)

Die Grazer Projektteilnehmerin Verena Hesse findet eine mögliche interdisziplinäre Kooperation bei den SARCH-Projekten

„[...] gewiss von Nutzen, die Frage ist nur, wie weit kann man gehen, ohne jegliche Art der Effizienz und Wirtschaftlichkeit bei solchen Projekten in der Architektur zu verlieren. Es wäre gewiss noch mal eine Steigerung an Aufwand, Organisation und damit auch Kosten, andere Disziplinen mit ins Boot zu nehmen. Und das ist leider der Punkt, der nicht dafür spricht, obgleich ich für mich eine bessere Vorbereitung durch EthnologInnen, beispielsweise bei einem nächsten Projekt, sehr gut heißen würde.“ (Interview Hesse, 2007)

Andrea Rieger-Jandl, die die Bedeutung interdisziplinärer Zusammenarbeit bei entwicklungspolitisch relevanten Projekten immer wieder betont und diese auch einfordert, ist der Meinung, dass die Projektinitiatoren sich für so komplexe Aufgabenstellungen unbedingt vermehrt Meinungen und Expertisen auch außerhalb der Architekturdisziplin einholen sollten. (vgl. Interview, 2007)

„[...] auch für EthnologiestudentInnen wäre das ein interessantes Thema. Wenn man weiß, man will zum Beispiel irgendwo eine Schule bauen, dann könnte man zwei oder drei StudentInnen hin schicken. Diese könnte für ein paar Wochen - zum Beispiel über den Sommer - dort bleiben, grundlegende Feldstudien betreiben und einen ausführlichen Bericht darüber abgeben. Damit hat man dann schon einmal etwas in der Hand, worauf man die Planung stützen kann. Oder es wäre sicherlich auch interessant, die einzelnen Projekte zu evaluieren. Das muss nicht unbedingt Geld kosten, denn gerade das sind für Studierende Projekte, die interessant sind und Sinn machen. [...]“ (Interview Rieger-Jandl, 2007)

In der praktischen Arbeit, so Rieger-Jandl, sei es oft ein Problem, interdisziplinäre Kooperationen zuzulassen, denn jeder möchte seinen eigenen Weg gehen, und wenn ein Konzept einmal steht, funktioniert und sich auch gut vermarkten lässt, dann möchte man nicht durch Argumente von Dritten zum Abweichen von diesem Weg gezwungen werden. „[...] sogar innerhalb der Technischen Universität funktioniert das nicht.“

⁴⁶ Das Projekt BAYA KINDERGARTEN war die Diplomarbeit dreier Diplomandinnen der Kunstuniversität Linz, in den Sparten Architektur, Design und Fotografie.

Die Frage der Interdisziplinarität ist bis heute nicht gelöst, denn „[...] *es ist immer leichter, etwas als Paket aus der Schublade zu ziehen, als Querverbindungen herzustellen.*“ (Interview Rieger-Jandl, 2007.)

5.3.4 „Stimmen der Betroffenen“ - der ethnologische Beitrag

Um zu erfahren, was die Menschen in den Townships über die Projekte denken und wie sie diese in ihre Lebenswelt integrieren, muss man die Menschen vor Ort befragen und ihre Stimmungen und Meinungen zu den Projekten einfangen.

Interkulturelle Kommunikation auf allen Projektebenen und in jeder Phase des Projektverlaufes ist die Basis dafür, die „Stimmen der Betroffenen“ hörbar zu machen und auf die Menschen und ihr kulturelles und soziales Umfeld zu reagieren. (vgl. Kranz/Grünberg/Ströbele-Gregor 2006). Wer aber sind die Personen, die in diesen interkulturellen Dialog eintreten sollen? Sollte an diesem Punkt nicht Interdisziplinarität praktiziert werden, indem man die Anthropologie mit einbezieht? AnthropologInnen haben im Zuge ihrer Ausbildung gelernt, wie man die „Stimmen der Betroffenen“ erhebt und eine Zusammenarbeit zwischen ArchitektInnen und AnthropologInnen wäre daher auch in diesem Punkt eine Bereicherung für die SARCH-Projekte.

Rieger-Jandl (vgl. Interview, 2007) meint, es wäre wichtig und spannend, die Projekte mit dem „Blick von außen“ anzuschauen, zu „[...] *schauen, wie etwas genutzt wird und was die Leute darüber denken.*“

Sie bedauert, dass dies bei den SARCH-Projekten bis jetzt nicht gemacht wurde, denn

„[...] das wäre natürlich eine Form von Rechtfertigung für das Projekt. Man weiß ja nicht, vielleicht sind die Leute dort sehr stolz, vielleicht hat das Synergieeffekte, vielleicht übernehmen sie einzelne Elemente und versuchen, diese zu kopieren, das kann durchaus sein. [...] wenn man nicht nachfragt, erfährt man auch nichts über die Erfolge und die Fehler [...]“ (Interview Rieger-Jandl, 2007))

Peter Fattinger (vgl. Interview 2007) hat nur e i n e „Stimme der Betroffenen“ eingeholt, es ist dies jene von Thandi Mjijakho Kyoka, der Leiterin der Behindertenorganisation „Modimo o Moholo“. Anlässlich der Eröffnungsfeier des neu errichteten Behindertentagesheimes in Orange Farm (vgl. Kapitel 3.6: Die realisierten SARCH-Projekte) findet sie folgende Worte:

„[...] I am very excited about what is happening. Really, I don't know how can I explain. To the people of Orange Farm it was amazing to see the whites working especially on a black area. Everybody when passing here said: Oh look the whites,

what is happening here! They are working for the blacks! Because usually the 'uMlungus', the white people say: 'Hey black take a hammer do this, do that!' But here it was the other way around. They have been respecting us, they have been working with us every day, they wasn't having a problem since they came here. Everybody was working with peace and we was together. [...] They was working very hard everyday and for me it was a new thing to see the women build. I didn't know that a woman can build. Sometimes when they was busy working I was worried about especially the women, when I saw them standing on top of the scaffolding, carrying the wood, pulling the wheelbarrow like a man. I thought sometimes when they are coming the following day they will be tired and not want to work the same, but they didn't get tired, they became more powerful and powerful [...]" (Thandi Mjinyakho Kyoka 2004 zit. in Fattinger/Orso 2004: 2)

Auf das Fehlen weiterer Stimmen aus der Township angesprochen, meint Fattinger, diese kämen nicht in Form von Wortmeldungen zum Ausdruck, sondern durch Fotos, die im Zuge der Projektarbeit gemacht wurden, auf denen man sehen könne, wie die Leute auf die Projekte reagieren und wie sie diese annehmen. (vgl. Interview Fattinger, 2007)

Auch von den ProjektteilnehmerInnen der Kunstuniversität Linz wurden keine essentiellen Gespräche mit Betroffenen in der Township über deren Meinungen zu den Projekten oder die Akzeptanz der Projekte in der Community geführt. Die „Stimmen der Betroffenen“ wurden zwar indirekt, als Reflexionen der ProjektakteurInnen in der Broschüre „LIVING TEBOGO. Bauen in Südafrika“ (vgl. Kunstuniversität Linz/Die Architektur, 2005) eingefangen, sagen aber wenig darüber aus, was die Menschen konkret über die Projekte zu sagen haben.

Ursula Nikodem zum Thema „Stimme e i n e r Betroffenen“, die zwar gehört, aber weg argumentiert wurde:

„[...] ich habe eine Küche gebaut und einen Dachvorsprung, damit sie [die Kinder] im Freien sitzen können und eine Beschattung haben und Thembi [die Kindergartenleiterin⁴⁷] wollte das gleich schließen, denn das Dach ist das Teuerste durch das Holz. Aber ich habe gesagt, es ist wichtig, dass die Kinder auch im Freien sein können, wo Schatten ist, damit gerade so kleine Kinder nicht immer der Sonne ausgesetzt sind. Und dann gibt es dort auch das Essen und so weiter; probiert es doch.“ (Interview, 2007)

Beim Grazer Projekt WEILERSFARM (vgl. Kapitel 3.6: Die realisierten SARCH-Projekte) fand in keiner Projektphase ein Austausch von Meinungen und Wünschen zwischen ProjektakteurInnen und den Betroffenen in der Township statt. Dieses wichtige und oft Projekt entscheidende Manko aufzuarbeiten, machten sich zwei AkteurInnen zu ihrem

⁴⁷ Projekt: BAYA KINDERGARTEN (vgl. Kapitel 3.6: Die realisierten SARCH-Projekte)

Anliegen. In einer Feldstudie unterzogen sie das Projekt WEILERSFARM im Nachhinein einer kritischen Analyse, die sie in einer gemeinsamen Diplomarbeit zu Papier brachten. (vgl. Gröbacher/Hesse 2007)

Wichtige Highlights dieser Arbeit sind Interviews mit von dem Projekt direkt Betroffenen, mit anderen Township-BewohnerInnen, mit Vertretern des MASIBAMBANE COLLEGE, des TEBOGO-Heimes für Kinder mit Behinderungen, sowie mit Lehrenden und Studierenden der Architekturfakultät der University of the Witwatersrand in Johannesburg und einem Vertreter der NGO „Education Africa“. (vgl. Gröbacher/Hesse, 2007: 34 ff)

Das Ziel der beiden Diplomandinnen war es, aus den Fehlern der Vergangenheit zu lernen und Strategien zu entwickeln, die auch für die SARCH-Projekte zukunftsweisend sein könnten.

Christoph Chorherr (vgl. Interview, 2007) zeigte sich von den Erkenntnissen dieser Arbeit begeistert und es bleibt zu hoffen, dass seine Schlüsse daraus in den zukünftigen SARCH-Projekten ihren Niederschlag finden werden.

5.3.5 „Schönheit“ im Kontext der Entwicklungszusammenarbeit: leistbare Ästhetik?

„Bauen ist eine Kulturtechnik des Überlebens. [...] Aber über Schönheit spricht man nicht. Wenigstens nicht, will man sich im entwicklungspolitischen Umfeld nicht verdächtig machen [...]“ (Gnaiger, 2005: 11)

Schönheit darf kein Thema sein, angesichts von Not, Armut und Bedürftigkeit. Heißt das im Umkehrschluss, dass dort, wo Not und Armut herrscht, auch Hässlichkeit sein muss? (vgl. ebd.)

Für Peter Fattinger und seine Mitstreiter haben die Townships „[...] eine extreme Schönheit entfaltet.“ (Interview, 2007) Die Townships, so Fattinger, vermitteln nicht das trostlose Image, das ihnen anhaftet, sondern ganz im Gegenteil,

„[...] von Mal zu Mal sieht man auch die Qualität und die Schönheit in diesen Townships. Die Leute sind bemüht, das Umfeld um ihre Wellblechhütten zu gestalten, zu bepflanzen und es wird alles gestrichen. Meistens werden die Hütten und die Toilettenhütten gleich gestrichen, wie eine Corporate Identity, und oft wird auch das Auto gleich gestrichen. Es ist interessant zu sehen, wie sich die Leute ihre Identität schaffen und auch, trotz ihrer beschränkten Möglichkeiten, eine Schönheit herstellen.“

Schönheit war schon immer vorhanden (vgl. Gnaiger 2005: 11), auch in den bescheidenen Hütten, die nach afrikanischer Tradition gebaut wurden.

„Schönheit ist ein Lebensrecht, so grundlegend wie Nahrung. Architektur ist keine Luxusdienstleistung. [...] Schönheit kostet nichts außer Intelligenz und Geist, Achtsamkeit und (liebvoller) Hinwendung.“ (Gnaiger 2005: 11)

Die SARCH-Projekte sind für Gnaiger ein Versuch, in den Townships Südafrikas einen „schönen Ort“ zu schaffen.

Im Kontext der Entwicklungszusammenarbeit hat „Schönheit“ nur wenig Relevanz. Entwicklungshilfe-Organisationen, so Rieger-Jandl, haben kein großes Interesse an Architektur. Sie stehen meist unter Zeitdruck, ihre Budgets für bestimmte Projekte einzusetzen. Man verbleibe daher, so Rieger-Jandl, in den eingefahrenen Strukturen, bei denen die Architektur eher an hinterster Stelle stehe. Als Prioritäten werden die Versorgung der Menschen und die Schaffung einer Infrastruktur gesehen, die Qualität der Gebäude, die zumeist als Übergangslösungen dienen, und die Frage, ob sich die Menschen darinnen wohl fühlen, ist sekundär. (vgl. Interview Rieger-Jandl, 2007)

5.3.6 Evaluierung der Projekte

Vorweg muss gesagt werden, dass die SARCH-Projekte keiner systematischen Evaluierung unterzogen werden. Eine Bewertung der Projekte, sei es durch interne oder externe Personen, ist von den Verantwortlichen nicht vorgesehen und wird offenbar auch nicht als notwendig erachtet.

Christoph Chorherr auf die Frage zum Thema Evaluierung:

„[...] die härteste Evaluierung ist, wenn jemand hinunter kommt und schaut, wie es läuft. Das ist zwar nicht sehr methodisch, aber wir sind jedes Mal bei allen [Projekten] dort und schauen, wie es läuft, wie es sich verändert und was passiert ist.“ (Interview, 2007)

Die Diplomarbeit von Kristina Gröbacher und Verena Hesse (vgl. Kapitel 5.3.4: „Stimmen der Betroffenen“) über das Grazer Projekt WEILERSFARM bezeichnet Chorherr als eine zusätzliche, wichtige Evaluierung eines SARCH-Projektes. (vgl. Interview 2007)

Für Peter Fattering (vgl. Interview, 2007) beschränkt sich die Evaluierung der Projekte wie bei Chorherr darauf, dass man *„[...] an den Projekten dranbleibt [...]“*, was dadurch gewährleistet sei, dass durch die ständig neuen Projekte immer wieder jemand nach Südafrika kommt.

Nach Meinung von Ursula Nikodem (vgl. Interview, 2007) wäre eine Evaluierung der Projekte wichtig und notwendig: „[...] *Der Weg dorthin gehört genau angeschaut.*“

Es sei notwendig, Projektabläufe, eingesetzte Materialien und Techniken sowie die sozialen Implikationen einer genaueren Betrachtung zu unterziehen, um daraus zu lernen und Schlüsse für zukünftige Projekte zu ziehen.

Für Andrea Rieger-Jandl (vgl. Interview, 2007) wäre eine Evaluierung der Projekte die Voraussetzung, um „[...] *etwas Neues, noch Besseres schaffen zu können – ein Gedanke, der bei Chorherr ohnehin immer im Vordergrund steht.*“

5.3.7 Erfahrungsaustausch der ProjektteilnehmerInnen

Der Erfahrungsaustausch, sowohl zwischen den ProjektteilnehmerInnen als auch mit jenen, die neu hinzukommen, sollte verbessert werden – das ist der Wunsch aller, die in die SARCH-Projekte involviert sind. (vgl. Interviews, 2007)

Christoph Chorherr dazu:

„Ich bemühe mich und es wird einiges an Erfahrung weitergegeben. Man könnte das aber sicher methodischer machen.“ (Interview, 2007)

Peter Fattinger hält fest (vgl. Interview, 2007), dass zwischen den Universitäten zwar ein Austausch stattfände, es wäre aber wichtig, diesen noch zu intensivieren. Es gäbe immer wieder Treffen, die teils von den Universitäten selbst, teils von SARCH organisiert würden, dies sei aber zu wenig. Aus solchen Kontakten, so Fattinger, seien bereits Freundschaften und Kooperationen zwischen Universitäten entstanden und der Plan, einzelne Projekte gemeinsam durchzuführen. Fattinger überlegt, eine Publikation herauszubringen, in der alle Projekte zusammengeführt und die Erkenntnisse daraus, ob negativ oder positiv, gegenübergestellt werden.

Ursula Nikodem auf die Frage, ob nach ihrer Meinung ein ausreichender Erfahrungsaustausch zwischen den ProjektakteurInnen gewährleistet sei:

„Als es diese massive Kindergarten-Initiative gab, wo so viele Kindergärten gebaut wurden, da haben sich sehr viele Universitäten an die Linzer gewandt. Aber ständige Treffen werden von SARCH nicht organisiert. Es werden nur Kontakte vermittelt, oder E-mail Adressen weitergegeben. SARCH hat dafür zu wenig Struktur und kein

Personal. [...] Ich glaube, es wäre besser, wenn da jemand zuständig wäre.“ (Interview, 2007)

Verena Hesse (vgl. Interview, 2007) würde einen regen Erfahrungsaustausch über die Projekte gut heißen: *„[...] und zwar in Form einer (verpflichtenden) Datenbank, beispielsweise im Internet.“*

Andrea Rieger-Jandl schlägt vor, den Erfahrungsaustausch zwischen den ProjektakteurInnen unbedingt zu intensivieren. Gerade wenn eine Reihe von ähnlichen Projekten zeitlich aufeinander folgend durchgeführt wird, besteht ein enormes Potential, durch den intensiven Erfahrungsaustausch mit jedem Projekt neue Verbesserungen zu erzielen und bereits begangene Fehler zu vermeiden. Sie schlägt vor, eine Person als Bindeglied und AnsprechpartnerIn zu nominieren, *„[...] die sagt, die oder die haben das schon einmal gebaut, fragt einmal dort, oder, da gibt es Studien [...]“* (Interview Rieger-Jandl, 2007)

5.3.8 Persönliche Konsequenzen für ProjektteilnehmerInnen

Ursula Nikodem von der Kunstuniversität Linz (vgl. Interview, 2007) sieht ihre Berufsperspektive als Architektin im „Bauen in Entwicklungsländern“. In diesen Ländern, so meint sie, werde so viel gebaut, ohne auf die sozialen und klimatischen Bedingungen einzugehen.

„Hier wäre ein riesiges Aufgabengebiet, um Akzente zu setzen, damit sich in Zukunft etwas ändert. Dass sowohl auf die lokalen Situationen mehr Rücksicht genommen wird, dass die Einheimischen mehr eingebunden werden, dass lokale Materialien verwendet werden und nicht solche, die von der ganzen Welt durch Konzerne dorthin geschafft werden, sodass dort wieder Strukturen und Lebensmöglichkeiten entstehen.“ (Interview Nikodem, 2007)

In wieweit die Teilnahme an den SARCH-Projekten die Entscheidung von Ursula Nikodem, diesen Weg zu gehen, beeinflusst hat, sei dahingestellt, ihre Grundeinstellung:

„[...] ich bin ein sozialer Mensch und nicht so sehr an der ganzen Technik interessiert, mich interessiert das einfache, schlichte, schöne Bauen mit dem [oben erwähnten] Hintergrund.“

weist in jedem Fall in diese Richtung.

Für Gregor Radinger hat sein Mitwirken am Projekt BAYA KINDERGARTEN (vgl. Kapitel 3.6: Die realisierten SARCH-Projekte) in der Funktion des Bauleiters, sowohl in fachlicher als auch in menschlicher Hinsicht, positive Konsequenzen bewirkt. (vgl. Interview, 2007)

Eine neue, fachliche Erfahrung war es,

„[...] einmal selber etwas ausprobieren zu können [...], denn es ist gut für Planer, zu wissen, was etwas für den bedeutet, der etwas machen muss. Dass man für solche Dinge ein Gefühl bekommt.“

Als positive Konsequenz auf der menschlichen Seite sieht Gregor Radinger die Erfahrung, dass es ihm gelungen ist, *„[...] auch unter ganz schwierigen Umständen die Leute immer wieder zu motivieren, die gesteckten Etappenziele zu erreichen.“* (Interview Radinger, 2007)

Verena Hesse (vgl. Interview, 2007) hat nach eigener Aussage durch ihre Teilnahme am SARCH-Projekt eine Menge an fachlicher Erfahrung dazu gewonnen, sie hat auch das Land etwas näher kennen gelernt, aber in erster Linie ist sie an menschlichen Erfahrungen reicher geworden.

„Man kann sich eben nur dann eine Meinung über ein Land und über die Menschen, die darin leben, bilden, wenn man längere Zeit dort verbracht hat und nicht nur auf den typischen Touristenpfaden wandelt.“ (Interview Hesse, 2007)

5.4 Kritische Stellungnahmen „Externer“

5.4.1 „Zehn Jahre Masibambane College: Erfahrungen“ von Sonia Niznik

Im Herbst 2006 feierte das MASIBAMBANE College, die „Wiener Schule in Johannesburg“ und Vorreiter der späteren SARCH-Projekte, sein zehnjähriges Bestehen. (vgl. Kapitel 3.3: Entstehung der SARCH-Projekte und ideologischer Hintergrund von SARCH) Sonia Niznik⁴⁸ nahm dieses Jubiläum zum Anlass, um in einem kritischen Beitrag in der Zeitschrift INDIBA - Das SADOCC-Magazin für das Südliche Afrika, über ihre Erfahrungen in und mit dieser Schule zu berichten. (vgl. Niznik 2007: 12 ff)

Niznik spricht mit ihrer Kritik aber nicht nur das MASIBAMBANE College an. Sie thematisiert damit auch Probleme, mit denen viele Projekte in „Entwicklungsländern“ zu kämpfen haben.

⁴⁸ Sonia Niznik war im Sommersemester 2005 als Lehrkraft am MASIBAMBANE College tätig. (vgl. Niznik, 2007)

Für die SARCH-Projekte ist Nizniks Kritik von besonderer Aktualität, da sie an einem realen Beispiel, dem MASIBAMBANE College, zeigt, dass die Errichtung eines Gebäudes allein nicht ausreicht, den Erfolg eines Projektes zu garantieren. Wenn die sozialen Implikationen zu wenig Beachtung finden, dann sind auch gut gemeinte Projekte zum Scheitern verurteilt.

Das MASIBAMBANE College, das auf Initiative von Christoph Chorgherr mit finanzieller Unterstützung der Stadt Wien errichtet wurde, beherbergt und unterrichtet derzeit an die 600 SchülerInnen. Eine Schule, so der Tenor der Kritik von Sonia Niznik, die

„[...] von der entwicklungspolitisch kaum profilierten Wiener Stadtpolitik [...] im Elendsviertel Orange Farm als beispielgebend gefeiert [wird]. Empirische Informationen über Schulalltag und Bildungsinhalte sind allerdings kaum verfügbar, kritische Fragen bezüglich hoher Schulgebühren bleiben ohne Antwort.“ (Niznik 2007: 12)

Nicht nur das hohe Schulgeld, das zu entrichten ist und oft von allein erziehenden Müttern aufgebracht werden muss, wird von der Autorin als problematisch gesehen, es ist auch die Unterrichtssprache Englisch, die vielen SchülerInnen Schwierigkeiten bereitet. Englisch ist am MASIBAMBANE College nicht nur Unterrichts- sondern auch Konversationssprache, eine Vorgabe, die von den SchülerInnen verlangt, von den LehrerInnen selbst in Gesprächen untereinander jedoch oft nicht eingehalten wird. Ein „paradoxes“ Verhalten, wie die Autorin es nennt. (vgl. Niznik 2007: 12 ff)

Für Niznik, die selbst am MASIBAMBANE College unterrichtet hat, waren die offensichtlichen Leseschwierigkeiten der Kinder, die sie feststellen musste, zunächst überraschend, da den Kindern in den Räumlichkeiten der Schule eine Bibliothek zur Verfügung steht. Die Bibliothek wird von den SchülerInnen aber kaum genutzt, eine Tatsache, die sie auf mangelnde Motivation der LehrerInnen, die Kinder zum Gebrauch der Bücher zu animieren und anzuleiten, zurückführt. Aber auch von den LehrerInnen selbst werden die für sie vorhandenen Möglichkeiten einer Weiterbildung kaum in Anspruch genommen. Der Grund dafür, so Niznik, liegt vor allem in der Überlastung der LehrerInnen durch die vielen Unterrichtsstunden, die sie täglich zu leisten haben. (vgl. ebd.)

Problematisch sieht Sonia Niznik auch die Zusammensetzung des „Councils“ des MASIBAMBANE College, das über große Kompetenzen in Bezug auf die Verwaltung der Schule verfügt. In diesem Gremium ist der Lehrkörper nur sehr schwach und die Eltern der SchülerInnen überhaupt nicht vertreten. Eine Tatsache, die das „Council“, zumindest aus partizipativ-demokratischer Sicht, kritisierbar macht. (vgl. ebd.)

Derzeit, so Niznik, stehe das College vor dem Problem, den geplanten Weiterausbau und die Einführung höherer Klassen stoppen zu müssen, da man die Aufrechterhaltung der Leistungsstandards nicht garantieren könne. (vgl. ebd.)

„Dass die ‚Wiener Schule‘ mit Problemen zu kämpfen hat, ist offensichtlich. Da sich die Stadt Wien entgegen ihren ursprünglichen Vorhaben, auch an der programmatischen Gestaltung der Schule mitzuwirken, zurückgezogen hat und nun ausschließlich den Ausbau fördert, liegt es an der Schule und den verantwortlichen Personen selbst, diese Schwierigkeiten erfolgreich zu lösen.

In Anbetracht der Dynamiken und Entwicklungen des College stellt sich aber sehr wohl die Frage nach der Nachhaltigkeit dieses österreichischen Projektes. Dass die Förderung einer Privatschule mit vergleichsmäßig hohem Schulgeld [...] den besonders Benachteiligten in den ärmsten Ländern des Südens zugute kommt und somit den Grundsätzen der österreichischen Entwicklungs- und Ostzusammenarbeit entspricht, ist zu bezweifeln.“ (Niznik 2007: 14)

5.4.2 „10 Jahre Masibambane College: Andere Erfahrungen“ von Aloisia Wörgetter

Auf obigen kritischen Bericht einer „Insiderin“ über die Probleme des MASIBAMBANE College erschien in der nächsten Ausgabe der Zeitschrift INDIBA – Das SADOCC-Magazin für das Südliche Afrika, die Antwort einer „Outsiderin“, die „Andere Erfahrungen“ in dieser Schule gemacht hat. Aloisia Wörgetter⁴⁹ beleuchtet in ihrem Bericht das Schulprojekt aus einer etwas anderen Perspektive und zeigt, wie sich Probleme, aus unterschiedlichen Blickwinkeln betrachtet, relativieren können.

Wörgetter bestätigt in ihrem Beitrag zwar die negativen Erfahrungen Sonia Nizniks aus deren Tätigkeit im MASIBAMBANE College (vgl. Kapitel 5.4.1: „Zehn Jahre Masibambane College: Erfahrungen“ von Sonia Niznik),

„[...] die Schwierigkeit, Englisch als Schulsprache umzusetzen, die Leseschwächen, die relative Passivität der Schüler/inn/en, die ungenutzte Bibliothek [...] (Wörgetter 2007: 15),

wägt diese jedoch ab gegen ihre eigenen positiven Eindrücke: Mülltrennungssystem an der Schule, Vermittlung von Kulturtechniken wie der Hygiene, soziales Anreizsystem zur Kooperation bei kleinen Aufgaben, sowie ein durchaus genutzter Computerraum. (vgl. ebd.)

Das mangelhafte schulische Niveau der SchülerInnen des College betrachtet Wörgetter im Kontext des südafrikanischen Bildungswesens. Es gäbe im Land seit einiger Zeit einen

⁴⁹ Aloisia Wörgetter ist Gesandte an der österreichischen Botschaft. (vgl. Wörgetter, 2007)

besorgten Diskurs über Schwächen in den Schulen und die sinkenden Lernerfolge der SchülerInnen. Das MASIBAMBANE College, so meint sie, sei mit den Herausforderungen des südafrikanischen Erziehungssystems hautnah konfrontiert: wenig motivierte Lehrkräfte, eine hohe Fluktuation und ein Lehrkräftemangel, der auf die hohe HIV-Infektionsrate zurückzuführen ist. (vgl. Wörgetter 2007: 16)

Die Kritik Nizniks über die relativ hohen Schulgebühren kontert Wörgetter damit, dass sie die Frage, ob MASIBAMBANE eine Eliteschule sei, in den Raum stellt. Wer schickt die Kinder dorthin, fragt sie, und formuliert sogleich ihre Antwort:

„Meistens eine allein erziehende Mutter, die in Johannesburg oder Pretoria lebt und arbeitet und ihre Großmutter im Township finanziell unterstützt, die wiederum die Kinder versorgt. Die Kinder in MASIBAMBANE haben das Glück, mindestens eine Person in der erweiterten Familie zu haben, die verdient und Schulgeld zahlt.“ (Wörgetter 2007: 16)

Vielleicht ist das MASIBAMBANE College eine Eliteschule, so meint sie, aber das wichtigste sei doch, dass den Kindern, abgesehen von den festen Häusern, auch Möglichkeiten geboten werden, zu lernen.

„Hier gibt es die Möglichkeit für Kinder, einen Computer auch wirklich einmal selbst zu bedienen. Es gibt ein Schullabor für den Physikunterricht. MASIBAMBANE gibt das Gefühl, auf dem richtigen Weg zu sein. Es öffnet den Bezug zu einer Welt weit über Orange Farm hinaus, was die eigenen Möglichkeiten um ein Vielfaches vermehrt.“ (Wörgetter 2007: 16)

Eine etwas andere Sicht der Dinge, die Aloisia Wörgetter vertritt, eine Sicht, die wesentliche und grundlegende Probleme klein redet und vor allem die positiven Dinge hervor streicht, um ein Projekt zu rechtfertigen, an dem jenes Land, das sie selbst in Südafrika vertritt, maßgeblichen Anteil hat.

In diesen beiden, exemplarischen Berichten über ein Projekt in Südafrika zeigt sich das weite Spektrum an Interpretationsmöglichkeiten und Sichtweisen in positiver und negativer Hinsicht. Projekte in „Entwicklungsländern“ auf ihre Nachhaltigkeit zu beurteilen ist schwierig und erfordert eine professionelle Vorgehensweise. Konstruktive Kritik ist wichtig und das Aufzeigen von Mängeln und Fehlern, die gemacht wurden, eröffnet die Chance, die zukünftige Projektarbeit zu optimieren.

In diesem Sinne möchte ich auch meine Arbeit verstanden wissen. Mein Ziel ist es, durch die Aufarbeitung des Kontextes der SARCH-Projekte und der Herangehensweisen der AkteurInnen Impulse zu setzen, um die Projekte in Zukunft aus einer etwas ganzheitlicheren

Sicht angehen zu können. Eine ethnologische Perspektive und ethnologische Analyseinstrumente könnten helfen, die Projekte besser zu verstehen, zu analysieren und zu evaluieren. Projektinitiator und ArchitektInnen sollten sich nicht scheuen, EthnologInnen mit ins Boot zu nehmen. Die Bündelung des Wissens beider Disziplinen in der Projektarbeit wäre auch für die SARCH-Projekte ein wertvoller Beitrag auf dem Weg zu „nachhaltigeren“ Projekten.

6. Conclusio und Beantwortung der Forschungsfragen

In diesem abschließenden Kapitel möchte ich noch einmal die zentralen Themen meiner Arbeit reflektieren. Es sind dies Themen, von denen die SARCH-Projekte in ihren wesentlichen Inhalten berührt werden, die einen entwicklungspolitischen Bezug herstellen und die die ethnologischen Implikationen sichtbar machen. Zuerst werde ich die in der Einleitung formulierten Forschungsfragen beantworten. Im Anschluss fasse ich jene Erkenntnisse und zentralen Ergebnisse zusammen, die sich für mich aus der intensiven Beschäftigung mit den SARCH-Projekten und der Analyse derselben aus einem ethnologischen Blickwinkel ergeben haben. In einem abschließenden Resümee werde an Hand meiner Arbeit über die SARCH-Projekte Schlüsse ziehen, ob und wie die Einbeziehung der Kultur- und Sozialanthropologie mit ihrem „ethnologischen Blick“ auf gesellschaftlich relevante Themen, neue Sichtweisen und Alternativen eröffnen kann.

6.1 Beantwortung der Forschungsfragen

→ *Wie lassen sich die SARCH-Projekte aus ethnologischer Sicht einordnen?*

Die SARCH-Projekte werden in „Entwicklungsländern“, in Ländern, deren kulturelle und soziale Gegebenheiten den ProjektteilnehmerInnen fremd sind, realisiert. Die AkteurInnen reisen in eine „fremde Kultur“, um für und mit Menschen, deren Lebenswelt sich von der eigenen beträchtlich unterscheidet, Gebäude zu errichten, die den Anforderungen dieser Menschen entsprechen sollen. Die Voraussetzung dafür ist das Wissen um die Wünsche und Bedürfnisse dieser Menschen. Um dieses Wissen zu erlangen, bedarf es einer intensiven Beschäftigung mit dem kulturellen und sozialen Umfeld der Menschen und den Rahmenbedingungen vor Ort. (vgl. Kapitel 2.4.1: SARCH - Architektur - Anthropologie) Dieses Kennenlernen der „fremden Kultur“ muss vor Beginn des Projektzyklus stattfinden. Aus ethnologischer Sicht wäre eine bedarfserhebende Feldforschung im Vorfeld der Projekte eine Möglichkeit, sich das nötige Wissen über die „fremde Kultur“ und die lokalen Gegebenheiten anzueignen. Es genügt nicht, Gebäude im Zielgebiet hinzustellen, die den Vorstellungen und Anforderungen europäischer ArchitektInnen entsprechen. Wenn die örtlichen Rahmenbedingungen zu wenig beachtet werden, dann findet auch „schöne Architektur“ keine Akzeptanz bei den Menschen aus dem Süden.

Nicht Architektur allein ist wichtig, die Gebäude müssen sich in das soziale und kulturelle Umfeld einfügen und den Erwartungen der Menschen entsprechen. Das erfordert einen ganzheitlichen Zugang und die Einbeziehung anderer Disziplinen, wie zum Beispiel der Ethnologie, in die Projektarbeit. (vgl. Kapitel 2.4.1: SARCH – Architektur – Anthropologie) Die SARCH-Projekte sind ihrem Konzept nach „ganzheitliche“ Projekte und erfordern daher auch einen für sie adäquaten, ganzheitlichen Zugang.

→ *Welche Position nehmen die SARCH-Projekte im entwicklungspolitischen Kontext ein?*

Die SARCH-Projekte verfügen meines Erachtens über eine ausgeprägte entwicklungspolitische Perspektive, was auch in den „Zielen und Visionen“ von SARCH (vgl. Kapitel 3.2.1: Ideen und Ziele von SARCH), die sich der Verein selbst auf die Fahnen heftet, klar zum Ausdruck kommt. Der Projektinitiator, Christoph Chorgherr, bezeichnet die SARCH-Projekte zwar vorrangig als Bildungsprojekte, indem er das Lernen auf beiden Seiten, bei den Studierenden aus Europa und bei den Mitarbeitern vor Ort in Südafrika, in den Vordergrund stellt. Er ist sich aber auch der entwicklungspolitischen Relevanz der Projekte bewusst. (vgl. Kapitel 5.3.1: Bildungsprojekte versus Projekte der Entwicklungszusammenarbeit) Mit dem Terminus „Bildungsprojekte“ möchte Chorgherr, so meine ich, vor allem jenen Kritikern aus dem Weg gehen, die die SARCH-Projekte im Vergleich zu den „klassischen Entwicklungsprojekten“ als zu aufwändig, ineffizient und zu teuer bezeichnen. Ich vertrete diese Meinung nicht und finde, dass mit den SARCH-Projekten im Rahmen der Entwicklungszusammenarbeit ein Weg beschritten wird, der zwar unüblich und kompliziert erscheinen mag, der aber auch eine Zukunftsperspektive für die entwicklungspolitische Arbeit aufzeigt.

Ein weiteres Argument für die entwicklungspolitischen Implikationen der SARCH-Projekte liegt in der Tatsache, dass durch die Projektarbeit Eingriffe in das soziale und kulturelle Gefüge der Townships Südafrikas vorgenommen werden. (vgl. Kapitel 2.4.1: SARCH – Architektur – Anthropologie) Die SARCH-Projekte sind somit auf „Entwicklung“ fokussiert. Sie bewirken Aktionen und Reaktionen, nicht nur bei den Menschen in den Townships, sondern auch in einem größeren Rahmen, bei den lokalen NGOs, beim Social Department der südafrikanischen Regierung oder auch bei der Architekturfakultät der Universität von Johannesburg. (vgl. Kapitel 3.4: Südafrikanische Partner von SARCH) Die SARCH-Projekte

können sich nicht als reine Architekturprojekte von ihrem Umfeld abgrenzen, denn sie bewirken gesellschaftlich etwas und sie wollen auch etwas bewirken.

→ *Was bedeuten die SARCH-Projekte für die europäischen AkteurInnen (ProjektteilnehmerInnen)?*

Die Motivationen zur Teilnahme an den SARCH-Projekten weisen eine große Bandbreite auf. (vgl. Kapitel 5.1.1: Motivation) Unterschiedliche Positionen in den Projekten, ob als Lehrende, ProjektleiterInnen, Studierende oder DiplomandInnen, sind mit unterschiedlichen Motivationen zur Projektteilnahme verbunden. Die Motivationen verändern sich aber auch mit Fortdauer der Projektverläufe.

Alle ProjektteilnehmerInnen, das zeigten die Interviews mit Fattinger, Radinger, Nikodem und Hesse (2007), bewerteten die Projektteilnahme als eine Bereicherung für ihr privates und berufliches Leben. Im Zugewinn an fachlicher und sozialer Kompetenz, dem Abbau von Klischees und im Kennenlernen von Land und Leuten sehen sie positive Impulse für ihre künftigen Lebenswege. (vgl. Kapitel 5.3.8: Persönliche Konsequenzen für ProjektteilnehmerInnen)

Meines Erachtens bieten die SARCH-Projekte den TeilnehmerInnen die nicht alltägliche Chance, durch ihr persönliches Einbringen in die Projektarbeit, durch die Zusammenarbeit mit den Menschen vor Ort und durch das Eintauchen in das soziale Gefüge einer Township, Erfahrungen zu sammeln, die anderen verwehrt bleiben.

6.2 Erkenntnisse und zentrale Ergebnisse

Die Analyse der SARCH-Projekte eröffnet ein weites Spektrum an Erkenntnissen, Schlussfolgerungen aber auch an Kritikpunkten. Ich möchte die aus meiner Arbeit über die SARCH-Projekte gewonnen Erkenntnisse zunächst in zwei Bereiche unterteilen: jene Erkenntnisse, die den bildungspolitischen Bereich der heimischen ProjektakteurInnen betreffen und jene, die von entwicklungspolitischer Relevanz sind.

Bildungspolitisch betrachtet kann man die europäischen TeilnehmerInnen an den Projekten in Südafrika durchaus als „ProfiteurInnen“, was den Zugewinn an Kompetenzen auf allen Ebenen betrifft, bezeichnen. Den ArchitektInnen und Architektur-Studierenden wird durch die Projektteilnahme die nicht alltägliche Möglichkeit geboten, Gebäude von der Planung bis zur Fertigstellung nicht nur zu begleiten, sondern auch mit ihrer eigenen Hände Arbeit selbst zu realisieren. (vgl. Kapitel 2.1: Build together, learn together) Dies löst mit Sicherheit bei manchen ProjektteilnehmerInnen einen Lernprozess aus, der Auswirkungen auf ihr künftiges Berufsleben nach sich zieht. (vgl. Kapitel 5.3.8: Persönliche Konsequenzen für ProjektteilnehmerInnen)

Neben der fachlichen Kompetenz berührt die Teilnahme an den SARCH-Projekten auch die menschliche Seite der AkteurInnen. Die aktive Arbeit am Projekt und die unmittelbare Zusammenarbeit mit den MitarbeiterInnen aus den Townships ermöglichen ein gegenseitiges Kennenlernen von Menschen aus verschiedenen Kulturkreisen und ein Zurechtrücken vorherrschender Klischees und Vorurteile auf beiden Seiten. Die Interviews mit den ProjektteilnehmerInnen zeigen, dass es im Projektverlauf durch eine positive Fremderfahrung im gegenseitigen Kennenlernen und Respektieren möglich war, Ängste auf beiden Seiten abzubauen und die Zusammenarbeit fruchtbar zu gestalten. (vgl. Kapitel 5.2.4: Integration der ProjektteilnehmerInnen in die Township-Gemeinden)

Der bewusste Umgang mit dem „Anderen“ ist auch für die AkteurInnen aus Europa keine Selbstverständlichkeit. In der Projektarbeit können die Menschen aus dem „Norden“ und die BewohnerInnen der Townships lernen, miteinander umzugehen, einander zu respektieren und die menschlichen und fachlichen Kompetenzen des jeweils „Anderen“ wahrzunehmen. (vgl. Kapitel 5.2.3: Lokale Mitarbeiter, lokale Kompetenzen, „build together, learn together“)

Für ArchitektInnen und Architektur-Studierende, die an den SARCH-Projekten teilnehmen, bedeutet diese Teilnahme aber auch eine Konfrontation mit dem Thema „Bauen in Entwicklungsländern“. Die Projektteilnahme zwingt die AkteurInnen geradezu, sich mit den Problemen der „Entwicklungsländer“ zu befassen und darauf zu reagieren. (vgl. Kapitel 5.1.2: Rolle der SARCH-Projekte in der Architekturausbildung) Ich halte die Sensibilisierung von Angehörigen einer Disziplin, deren Fokus normalerweise in eine andere Richtung weist, für die Probleme von „Entwicklungsländern“ als wichtig und notwendig. Architektur ist nicht Selbstzweck, sie wird für Menschen gemacht, auch und vor allem für die Menschen in den „Entwicklungsländern“. „Bauen in Entwicklungsländern“ bedeutet zweifellos eine große Herausforderung für die ArchitektInnen, der sie sich nicht allein stellen sollten. Die Zusammenarbeit mit anderen Disziplinen, wie zum Beispiel der Ethnologie, könnte helfen,

Projekte in „Entwicklungsländern“ erfolgreicher als bisher zu gestalten. (vgl. Kapitel 2.4.3: Architektur und Anthropologie in der Entwicklungsarbeit)

Die bildungspolitische Komponente der SARCH-Projekte steht in einem engen Zusammenhang mit der entwicklungspolitischen Relevanz, die die Projekte zweifellos aufweisen. Die SARCH-Projekte sind zwar ihrer Konzeption nach keine typischen Projekte der Entwicklungszusammenarbeit, das Ziel, das sie verfolgen, entspricht jedoch weitgehend jenem, das mit den klassischen Entwicklungszusammenarbeitsprojekten angestrebt wird. (vgl. Kapitel 3.2.1: Ideen und Ziele von SARCH)

Ich denke, dass die SARCH-Projekte, wenn auch manche Kritik und Verbesserungsvorschläge angebracht erscheinen, einen positiven Beitrag zur Verbesserung der Situation der Menschen in den Townships von Johannesburg leisten können. Vor allem durch die Schwerpunktsetzung auf den Bau von Kindergärten (vgl. Kapitel 3.5: Ablauf der SARCH-Projekte) signalisiert der Verein SARCH, dass er in eine bessere Zukunft für die Menschen investieren will. Durch die Errichtung von Kindergärten, Schulen und Heimstätten für behinderte Menschen möchte SARCH eine nachhaltige Verbesserung der Lebenssituation der Township-BewohnerInnen erreichen. (vgl. Kapitel 3.6: Die realisierten SARCH-Projekte) „Social and sustainable architecture“ hat neben dem bildungspolitischen auch einen entwicklungspolitischen Anspruch. Bildungspolitik und Entwicklungspolitik sind im Falle von SARCH eng miteinander verwoben und gerade diese Tatsache macht die SARCH-Projekte, so meine ich, zu einer großen und interessanten Herausforderung. (vgl. Kapitel 3.1: „SARCH“: Ein Name mit komplexem Hintergrund)

In diesem Resumee, das die Ergebnisse meiner Arbeit über die SARCH-Projekte zusammenfasst, erscheint es mir wichtig, neben den positiven Gesichtspunkten auch jene Punkte darzulegen, die aus meiner Sicht kritisierbar sind. Ich halte konstruktive Kritik immer für angebracht und auch notwendig, um eingefahrene Gedankengänge aufzubrechen und neue Ideen zuzulassen. Ich werde im Folgenden einige Kritikpunkte anführen, die sich mir bei der Analyse der SARCH-Projekte besonders aufgedrängt haben und die ich für die Projektarbeit als grundlegend und wesentlich erachte.

Um chronologisch vorzugehen, betrifft mein erster Kritikpunkt die mangelhafte Vorbereitung der künftigen ProjektteilnehmerInnen. (vgl. Kapitel 5.1.3: Vorbereitung der AkteurInnen auf

die „fremde“ Kultur und Information über „Ziele und Visionen“ von SARCH) Die Analyse der Interviews ergab, dass die ProjektteilnehmerInnen weder über die „Ziele und Visionen“ von SARCH ausreichend informiert wurden, noch dass eine umfassende und fundierte Vorbereitung auf die kulturellen und sozialen Rahmenbedingungen in Südafrika stattfand. Ich halte es für unbedingt notwendig, dass die ProjektteilnehmerInnen, bevor sie ins „Feld“ gehen, darüber Bescheid wissen, welche sozialen und kulturellen Gegebenheiten sie vorfinden werden und welche Intentionen die Projekte verfolgen. Hier besteht meines Erachtens dringender Handlungsbedarf sowohl von Seiten des SARCH-Initiators als auch bei den Universitäten.

Aus ethnologischer Sicht besonders kritisierbar ist meines Erachtens die mangelhafte Einbindung der „Betroffenen“, der Menschen aus den Townships, in die grundlegenden und wichtigen Projektentscheidungen. Ihre Wünsche und Bedürfnisse werden weder bei der Bedarfserhebung vor Ort noch in der nachfolgenden Entwurfs- und Planungsphase in ausreichendem Maße nachgefragt und berücksichtigt. (vgl. Kapitel 5.2.1: Gestalten des „Bottom-up-approach“) Ich denke, es ist dringend notwendig, in diesem Bereich Verbesserungsmaßnahmen zu setzen. Maßnahmen, die eine fundiertere Bedarfserhebung vor Ort möglich machen und die Kommunikation mit den Menschen in den Townships in der Entwurfs- und Planungsphase verbessern. (vgl. Kapitel 5.1.4: Ablauf- der Entwurfs- und Planungsphase) Eine Bereitschaft der Projektverantwortlichen zu Interdisziplinarität in Form einer Zusammenarbeit zum Beispiel mit EthnologInnen, könnte helfen, den von SARCH proklamierten „bottom-up“-Approach in die Realität umzusetzen und der Gefahr eines „top-down“-Zuganges aus dem Weg zu gehen. (vgl. Kapitel 2.4.3: Architektur und Anthropologie in der Entwicklungsarbeit)

Ein weiterer Kritikpunkt, der sich vor allem an den Projektinitiator richtet, ist jener, dass die SARCH-Projekte keiner systematischen Evaluierung unterzogen werden. (vgl. Kapitel 5.3.6: Evaluierung der Projekte) Eine fachlich fundierte Evaluierung der Projekte, für die Christoph Chorherr allerdings keine Notwendigkeit sieht, böte neben konstruktiver Kritik auch die Chance für Veränderungen und eine Weiterentwicklung der SARCH-Projekte. Eine Evaluierung, so meine ich, würde auch das Image der Projekte nach außen stärken und ein wichtiges Argument bei Sponsorenentscheidungen darstellen.

Abschließend möchte ich eine Kritik aufgreifen, die auch von meinen InterviewpartnerInnen vielfach geäußert wurde und für die letztere auch Lösungsansätze angeregt haben. (vgl. Kapitel 5.3.7: Erfahrungsaustausch der ProjektteilnehmerInnen) Diese Kritik betrifft den mangelnden Erfahrungsaustausch zwischen den ProjektteilnehmerInnen untereinander sowie die mangelnde Weitergabe von Wissen an jene, die neu hinzukommen. Die Weitergabe von Erfahrungen aus der Projektarbeit findet weder organisiert noch methodisch statt und es bleibt den ProjektteilnehmerInnen meist selbst überlassen, sich über ihre Erfahrungen auszutauschen. Dieses Fehlen an Information birgt die Gefahr in sich, dass neu hinzukommende ProjektteilnehmerInnen jeweils bei Null beginnen und Fehler machen, die andere schon längst als solche erkannt und korrigiert haben. Ich halte diese Freiheit, eigene Erfahrungen zu sammeln, im Falle der SARCH-Projekte als eine falsch verstandene Freiheit, da sie die Effizienz mindert und der Weiterentwicklung der Projekte im Wege steht.

Um diesen gewünschten Erfahrungsaustausch zwischen den SARCH-AkteurInnen sinnvoll und methodisch zu gestalten, bedarf es jedoch einer Struktur. Es läge am Verein SARCH, so denke ich, als zentrale Stelle, diese Struktur in Form einer AnsprechpartnerIn zu installieren. (vgl. Kapitel 5.3.7: Erfahrungsaustausch der ProjektteilnehmerInnen). Bei dieser Person könnten alle Informationen zusammenlaufen und je nach Bedarf weitergeleitet werden. Ich halte es generell für wichtig, eine bestimmte Person zu nominieren, die als Bindeglied und AnsprechpartnerIn nicht nur für die ProjektakteurInnen fungieren sollte, sondern auch eine VermittlerInnenrolle in der Kommunikation mit Südafrika einnehmen könnte.

Das Fehlen von Strukturen, so wie es derzeit der Fall ist, ist als wesentlicher Schwachpunkt von SARCH zu betrachten. Die SARCH-Projekte sind multidimensional und überbrücken räumliche, fachliche, kulturelle und soziale Distanzen, sodass diese Prozesse nicht ohne Strukturen und konkrete Steuerungselemente überwunden werden können. Ausgehend von meinen Erhebungen kann ich dem SARCH-Initiator, Christoph Chorherr, empfehlen, für zukünftige Projektvorhaben zumindest eine Minimalstruktur zu installieren, um die vielfältigen Ebenen, die diese Projekte berühren, zusammenzuführen.

Trotz aller Kritik möchte ich jedoch festhalten, dass sich aus meiner intensiven Beschäftigung mit den SARCH-Projekten im Rahmen dieser Arbeit, viele positive Gesichtspunkte in Bezug auf die Projekte ergeben haben. Für mich stellen die SARCH-Projekte eine Bereicherung sowohl der bildungspolitischen als auch der entwicklungspolitischen Landschaft dar. Die SARCH-Projekte sind unkonventionelle Projekte, sie entsprechen weder zu hundert Prozent den Anforderungen, die an Entwicklungszusammenarbeitsprojekte gestellt werden, noch sind

sie das, was man landläufig unter Bildungsprojekten versteht. (vgl. Kapitel 2.4: SARCH: eine Projektidee zwischen Architektur, Anthropologie und Entwicklungsarbeit) Die SARCH-Projekte haben von beidem etwas und fügen bildungspolitische und entwicklungspolitische Elemente zu einem neuen Ganzen zusammen, für das es keine eindeutige Zuordnung gibt. Ich denke, dass es sowohl in der Bildungspolitik als auch in der Entwicklungspolitik notwendig ist, innovative und unkonventionelle Wege zu beschreiten, um neue Menschen für neue Vorhaben zu gewinnen und den Personenkreis an AkteurInnen und „Betroffenen“ zu erweitern. Mit den SARCH-Projekten hat man, so denke ich, diese Herausforderung angenommen. Der Weg zum gesteckten Ziel, „social and sustainable architecture“ in „Entwicklungsländern“ zu verwirklichen, wird aber noch vieler Adaptierungen und Verbesserungen in der Projektarbeit bedürfen. (vgl. Kapitel 5.3.2: SARCH als „soziale und nachhaltige Architektur“?)

6.3 Beitrag der Kultur- und Sozialanthropologie zum gesellschaftlich relevanten Thema – der „ethnologische Blick“ auf die SARCH-Projekte

Die SARCH-Projekte bewegen sich in einem größeren Kontext, der in dieser Arbeit unter dem Titel „Bauen in Entwicklungsländern“ in einem eigenen Kapitel abgehandelt wurde. (vgl. Kapitel 2: „Bauen in Entwicklungsländern“)

Für ArchitektInnen, die in „Entwicklungsländer“ gehen, um dort ihre Projekte zu realisieren, bedeutet dies eine enorme Herausforderung. Sie müssen mit kulturellen und sozialen Rahmenbedingungen zu recht kommen, die ihnen fremd sind. Genau an diesem Punkt kreuzen sich die Wege von ArchitektInnen und Kultur- und SozialanthropologInnen, VertreterInnen zweier sehr unterschiedlicher Disziplinen, die aber beide den Menschen in den Mittelpunkt ihrer Arbeit stellen. (vgl. Kapitel 2.4.3: Architektur und Anthropologie in der Entwicklungsarbeit)

Um „Bauen in Entwicklungsländern“ verantwortungsvoll zu gestalten, verlangt es eines interdisziplinären Vorgehens. Die Grenzen der eigenen Disziplin müssen überschritten werden. ArchitektInnen sollten einen Schulterschluss mit anderen Disziplinen, wie zum Beispiel der Kultur- und Sozialanthropologie vornehmen, um Projekte zu entwickeln, die den sozialen und kulturellen Anforderungen der Menschen vor Ort entsprechen. Kultur- und SozialanthropologInnen verfügen über das notwendige methodologische Werkzeug, dem „Anderen“ in seinem sozialen und kulturellen Umfeld zu begegnen und Wünsche und

Erwartungen, die an Projekte gestellt werden, zu erfassen. (vgl. Kapitel 2.4.3: Architektur und Anthropologie in der Entwicklungsarbeit)

Der „ethnologische Blick“ auf komplexe Themen, wie „Bauen in Entwicklungsländern“, eröffnet somit die Möglichkeit, Problemstellungen in einer ganzheitlichen Form zu erfassen und in einer adäquaten Weise darauf zu reagieren. Die SARCH-Verantwortlichen sind eingeladen, sich dem „ethnologischen Blick“ zuzuwenden, um darin eine Chance zu erkennen, die Qualität der Projektarbeit zu verbessern.

7. Quellen

BIBLIOGRAPHIE

- Appadurai, Arjun**, 1996. *Modernity at Large: Cultural Dimensions of Globalization*. University of Minnesota Press, Minneapolis.
- Architekturzentrum Wien** (ed.), 2003. *Just build it! Hintergrund 18*, März. Eigenverlag, Wien.
- Architekturzentrum Wien** (ed.), 2007. *Lessons from Bernhard Rudofsky. Das Leben eine Reise*. Ausstellungskatalog, Birkhäuser Verlag, Basel.
- Barnard, Alan und Spencer, Jonathan** (eds.), 2006 [1996]. *Encyclopedia of Social and Cultural Anthropology*. Routledge, London und New York.
- Bremner, Lindsay**, 2002. "Closure, Simulation, and 'Making Do' in the Contemporary Johannesburg Landscape", in: Enwezor, Okwui et al. (eds.). *Under Siege: Four African Cities Freetown, Johannesburg, Kinshasa, Lagos, Documenta 11_Platform 4*, Hatje Canz Publishers, Ostfildern-Ruit: 153 - 172
- Bremner, Lindsay**, 2006. „Johannesburg, Republic of South Africa“, in: Fondazione La Biennale di Venezia (ed.). *Cities, Architecture and Society, La Biennale di Venezia, 10. Mostra Internazionale di Architettura*, Vol. 1, Marsilio Edition s.p.a., Venice: 169 - 179
- Chorherr, Christoph**, 2005. "SARCH – Über Bauen und Lernen in Südafrika", in: Kunstuniversität Linz/Die Architektur (ed.). *LIVING TEBOGO. Bauen in Südafrika*, Linz: 42 - 45.
- Fabian, Johannes**, 1983. *Time and the Other: How Anthropology Makes It's Object*. Columbia University Press, New York.
- Fattinger, Peter**, 2006. *Orange Farm Township Project 2006, Kindergarten Emmanuel Day Care*. Institut für Architektur und Entwerfen, Fakultät für Architektur und Raumplanung, Technische Universität Wien, Wien.
- Fattinger, Peter und Orso, Franziska**, 2004. *Orange Farm Township Project*. Institut für Architektur und Entwerfen, Fakultät für Architektur und Raumplanung, Technische Universität Wien, Wien.
- Feest, Christian und Janata, Alfred**, 1999 [1966]. *Technologie und Ergologie in der Völkerkunde*. Dietrich Reimer Verlag, Berlin.
- Ferguson, James**, 2006 [1996]. "Development", in: Barnard, Alan, Spencer, Jonathan (eds.). *Encyclopedia of Social and Cultural Anthropology*, Routledge, London and New York: 154 - 160
- Flick, Uwe, von Kardorff, Ernst, Steinke, Ines** (eds.), 2000. *Qualitative Forschung. Ein Handbuch*. Rowohlt Taschenbuch Verlag GmbH, Reinbek bei Hamburg.

- Flick, Uwe**, 2002. *Qualitative Sozialforschung. Eine Einführung*. Rowohlt Taschenbuch Verlag GmbH, Reinbeck bei Hamburg.
- Gaonkar, Dilip P.**, 1999. "On Alternative Modernities", in: *Public Culture* 11,1: 1-18.
- Geertz, Clifford**, 1973. *The Interpretation of Cultures*. Basic Books, New York.
- Geertz, Clifford**, 1994. "The Use of Diversity", in: Borofsky, Robert (ed.). *Assessing Cultural Anthropology*, McGraw-Hill, Inc., New York et al.: 454 - 467
- Geertz, Clifford**, 2005. „Die Dritte Welt. Vom Fatal der Revolution zur postkolonialen Realitätsbewältigung“, in: LI Lettre International – Europas Kulturzeitung, Nr. 69, Sommer: 46 - 52
- Gingrich, Andre**, 1999. *Erkundungen. Themen der Ethnologischen Forschung*. Böhlau Verlag, Wien-Köln-Weimar.
- Gnaiger, Roland**, 2005. „Gut oder Schön“, in: Kunstuniversität Linz/Die Architektur (ed). *LIVING TEBOGO, Bauen in Südafrika*, Linz: 7 - 11
- Graburn, Nelson**, 1997. „IASTE 1996: Retrospect and Prospect“, in: *Traditional Dwellings and Settlements Review* 9, 1, Fall: 60 - 64
- Gröbacher, Kristina und Hesse, Verena**, 2007. *i Gugulethu – It's all about pride*. Unveröffentlichte Diplomarbeit, Fakultät für Architektur, Technische Universität Graz, Graz.
- Gronemeyer, Marianne**, 1993 [1992]. „Hilfe“, in: Sachs, Wolfgang (ed.). *Wie im Westen - so auf Erden. Ein polemisches Handbuch zur Entwicklungspolitik*, Rowohlt Taschenbuch Verlag GmbH, Reinbek bei Hamburg: 170 - 194
- Harvey, David**, 1989. *The Condition of Postmodernity*. Blackwell, Oxford/Cambridge.
- Hauser-Schäublin, Brigitta und Braukämper, Ulrich** (eds.), 2002. *Ethnologie der Globalisierung. Perspektiven kultureller Verflechtungen*. Dietrich Reimer Verlag GmbH, Berlin.
- Hödl, Gerald**, 2006. „In der Endlosschleife. Leitmotive der österreichischen Entwicklungszusammenarbeit“, in: de Abreu Fialho Gomes, Bea et al. (eds.). *Entwicklungszusammenarbeit. Akteure Handlungsmuster und Interessen*, Mandelbaum-Verlag, Wien: 25 - 42
- Hopf, Christel**, 2000. „Forschungsethik und qualitative Forschung“, in: Flick, Uwe et al. (eds.). *Qualitative Forschung. Ein Handbuch*, Rowohlt Taschenbuch Verlag GmbH, Reinbek bei Hamburg: 589 - 600
- Kersting, Norbert**, 1996. *Urbane Armut. Überlebensstrategien in der ‚Dritten Welt‘*. Verlag für Entwicklungspolitik, Saarbrücken.
- Khoti Torkington, Ntombenhle Protasia**, 2000. *Community Health Needs in South Africa*. Ashgate, Aldershot-Burlington, USA – Singapore – Sydney.

- King, Anthony D.**, 2002. „Repräsentationen neu aufgerollt: Zur Entstehung der Gegenüberstellung von Modernität und Tradition“, in: Hauser-Schäublin, Brigitta, Braukämper, Ulrich (eds.). *Ethnologie der Globalisierung. Perspektiven kultureller Verflechtungen*, Dietrich Reimer Verlag GmbH, Berlin: 63 - 75
- Kunstuniversität Linz/Die Architektur** (ed.), 2005. *LIVING TEBOGO. Bauen in Südafrika*. Linz.
- Lévi-Strauss, Claude**, 1997 [1962]. *Das wilde Denken*. Suhrkamp, Frankfurt am Main.
- Marte, Isabella**, 2003. „Just build it. Die Bauten des Rural Studio“, in: Architekturzentrum Wien (ed.). *Just build it! Hintergrund 18*, März. Eigenverlag, Wien: 3
- Meuser, Michael und Nagel, Ulrike**, 2005 [1991]. „ExpertInneninterviews – vielfach erprobt, wenig bedacht“, in: Bogner, Alexander, Littig, Beate, Menz, Wolfgang (eds.). *Das Experteninterview. Theorie, Methode, Anwendung*, 2. Auflage, VS Verlag für Sozialwissenschaften, Wiesbaden: 71 - 93
- Münch, Richard**, 1998. „Die Dialektik der globalen Kommunikation. Kommunikation und gesellschaftliche Entwicklung.“, in: Wernhart Karl R. und Zips Werner (eds.) . *Ethnohistorie*, Promedia Druck- und Verlagsgesellschaft m.b.H., Wien: 95
- Niznik, Sonia**, 2007. „Zehn Jahre Masibambane College: Erfahrungen“, in: Dokumentations- und Kooperationszentrum Südliches Afrika (SADOCC) in Wien (ed.), *INDIBA 53/07*: 12 - 14
- Nohlen, Dieter** (ed.), 2002 [1993]. *Lexikon Dritte Welt. Länder, Organisationen, Theorien, Begriffe, Personen*. Rowohlt Taschenbuch Verlag GmbH, Reinbek bei Hamburg.
- Nuscheler, Franz**, 2005. *Entwicklungspolitik. Lern- und Arbeitsbuch*. Verlag J.H.W. Dietz Nachf. GmbH, Bonn.
- Oppenheimer, Andrea und Hursley, Timothy**, 2005. *Proceed and be Bold, Rural Studio After Samuel Mockbee*. Princeton Architectural Press, New York.
- Orso, Franziska**, 2006. „Orange Farm, die Stadt jenseits der Stadt“, in: Fattinger, Peter/ Institut für Architektur und Entwerfen, Fakultät für Architektur und Raumplanung, Technische Universität Wien (ed.), Wien: 13 - 17
- Porsch, Johannes**, 2006. „Un Jardin d’hiver*, präsentiert“, in: Architekturzentrum Wien (ed.). *Hintergrund 32, Un jardin d’hiver*, präsentiert*, Eigenverlag, Wien: o.S.
- Rahnema, Majid**, 1993. „Partizipation“, in: Sachs, Wolfgang (ed.). *Wie im Westen - so auf Erden. Ein polemisches Handbuch zur Entwicklungspolitik*, Rohwolt Taschenbuch Verlag GmbH, Reinbek bei Hamburg: 248 - 273
- Rapoport, Amos** (ed.), 1976. *The Mutual Interaction of People and Their Built Environment, A Cross-Cultural Perspective*, Mouton & Co., Chicago.
- Rasmuss, Henning**, 1997. „Eine schizophrene Reise durch Retro City“, in: *BAUWELT* 1997, Heft 12, 88. Jahrgang: 634 - 637

- Rauch, Martin**, 2005. „Einfaches Bauen mit Lehm“, in: Kunstuniversität Linz/Die Architektur (ed.) 2005. *LIVING TEBOGO. Bauen in Südafrika*, Linz: 146 - 155
- Rieger-Jandl, Andrea**, 2005. *Living Culture in the Himalayas*. Facultas Verlags- und Buchhandels AG, Wien.
- Rieger-Jandl, Andrea**, 2006. *Architecture and Culture. Building in the Tension of Increasing Global Interaction*. Neuer Wissenschaftlicher Verlag, Wien und Graz.
- Robb, Caroline**, 2004. „Changing relations in the history of aid“, in: Groves, Leslie/Hinton, Rachel (eds.). *Inclusive aid. Changing power and relationships in international development*, Earthscan, London: 21 - 41
- Robertson, Roland**, 1992. *Globalization*. Thousand Oaks CA: Sage.
- Rudofsky, Bernhard**, 1993 [1964]. *Architektur ohne Architekten. Eine Einführung in die anonyme Architektur*. Residenz Verlag, Salzburg und Wien.
- Sachs, Wolfgang** (ed.), 1993 [1992]. *Wie im Westen - so auf Erden. Ein polemisches Handbuch zur Entwicklungspolitik*. Rohwolt Taschenbuch Verlag GmbH, Reinbeck bei Hamburg.
- Saladin D'Anglure, Bernard**, 2006 [1996]. „Lévi-Strauss, Claude“, in: Barnard, Alan, Spencer, Jonathan (eds). *Encyclopedia of Social and Cultural Anthropology*, Routledge, London and New York: 333 - 336
- Schicho, Walter und Nöst, Barbara**, 2006. „Entwicklungsdiskurs und Praxis der EZA: Konzepte, Akteure und Widersprüche“, in: de Abreu Fialho Gomes, Bea et al. (eds.). *Entwicklungszusammenarbeit. Akteure, Handlungsmuster und Interessen*, Mandelbaum Verlag, Wien: 43 - 64
- Schwikowski, Martina**, 2007. „Tiefe Spaltung im ANC“, in: *Der Standard*, 20.12.2007: 3
- Senghaas, Dieter**, 1994. *Wohin driftet die Welt? Über die Zukunft friedlicher Koexistenz*. Suhrkamp Verlag, Frankfurt/M.
- Spencer, Jonathan**, 2006 [1996]. „Symbolic Anthropology“, in: Barnard, Alan, Spencer Jonathan (eds). *Encyclopedia of Social Anthropology*, Routledge, London and New York: 535 - 539
- Stelmann, Astrid**, 1999. *Anonyme Architektur - Hausbauten als Gegenstand ethnologischer Forschung*. Unveröffentlichte Diplomarbeit, Institut für Völkerkunde der Universität Wien, Wien.
- Tetzlaff, Rainer**, 2000 (ed.). *Weltkulturen unter Globalisierungsdruck*. Dietz, Bonn, Kt.
- Tigerman, Stanley**, 1996. „Practitioners Grade the Schools“, in: *Architecture*, LXXXV: 8, 8/1996: 91

Turner, J.F.C., 1969. „Uncontrolled Urban Settlements. Problems and Policies“, in: Breese, Gerald (ed.). *The city in newly developing countries: readings on urbanism and urbanisation*, Englewood Cliffs, N.Y., Prentice Hall.

Wernhart, Karl R., 1998. „Von der Strukturgeschichte zum transkulturellen Forschungsansatz“, in: Wernhart Karl R. und Zips Werner (eds.). *Ethnohistorie*, Promedia Druck- und Verlagsgesellschaft m.b.H., Wien: 41 - 54

Wörgetter, Aloisia, 2007. „10 Jahre Masibambane College: Andere Erfahrungen“, in: Dokumentations- und Kooperationszentrum Südliches Afrika (SADOCC) in Wien (ed.), *INDIBA* 54/07: 15 - 16

Ziai, Aram, 2006. *Zwischen Global Governance und Post-Development. Entwicklungspolitik aus diskursanalytischer Perspektive*. Verlag Westfälisches Dampfboot, Münster.

INTERNET-RESSOURCEN

adopt a school 1/Chorherr Südafrika:

<http://chorherr.twoday.net/topics/suedafrika/> [23.4.2007]

adopt a school 2/About the Foundation:

http://adoptaschool.co.za/index.php?option=com_content&task=view&id=2&Itemid=2 [23.4.2007]

Christoph Chorherr – Die Grünen Wien:

http://wien.gruene.at/personen/christoph_chorherr/ [01.10.2008]

education africa:

http://www.educationafrica.com/education_africa.htm [08.04.2008]

energy globe:

<http://www.energyglobe.info/geg/frontend/view.php?MENUEID=245&TEMPID=&U>
[22.10.2007]

Institut für vergleichende Architekturforschung – Andrea Rieger-Jandl:

<http://www.iva-icra.org/deu/site/team/rieger-jandl.html> [30.10.2007]

ITHUBA SKILL COLLEGE:

<http://ithuba.twoday.net/stories/4640958/> [14.04.2008]

Johannes Kranz Homepage

<http://www.johanneskranz.com/cv.html> [11.08.2008]

JOHANNESBURG, Südafrikas Wirtschaftszentrum:

<http://www.suedafrika.net/Norden/g1johb02.htm> [01.10.2008]

Juliana Ströbele-Gregor/ Der Forschungsverbund Lateinamerika Berlin-Brandenburg (ForLaBB):

<http://www.lateinamerika-forschung-berlin-brandenburg.de/stroebel.htm> [11.08.2008]

Rapoport Amos Homepage

<http://www.uwm.edn/SARUP/faculty/rapoport.htm> [01.10.2008]

SARCH – wer wir sind:

<http://sarch.twoday.net/topics/wer+wir+sind/> [24.01.2007]

SARCH – Institution:

<http://chorherr.twoday.net/stories/3570711> [23.4.2007]

SARCH – Ideen und Ziele:

<http://sarch.twoday.net/topics/Idee+und+Ziele/> [11.10.2007]

Schelske, Andreas. 2003. Ethik und Vertrauen im Internet. in: Beyer,L. et al. (eds.), *Vom E-Business zur E-Society. New Economy im Wandel.* München und Mering, Hampp: 175-194.
Online verfügbar unter:

<http://www.soziologischeberatung.de/html/VertrauenImInternet.htm> [18.08.2008]

South Centre – South Commission:

<http://www.southcentre.org/neworigins.htm> [22.04.2008]

THABO MBEKI/ African National Congress:

<http://www.anc.org.za/ancdocs/history/mbeki/2008/tm0921.html> [01.10.2008]

TU Graz 1/ Ideen und Ziele:

http://at.tugraz.at/africa/index.php?option=com_content&task=view&id=22&Itemid=32
[14.04.2008]

TU Graz 2/ Ideen und Ziele:

http://at.tugraz.at/africa/index.php?option=com_content&task=view&id=22&Itemid=32
[08.02.2008]

TU Graz 3/ Masterplan:

http://at.tugraz.at/africa/index.php?option=com_content&task=view&id=18&Itemid=31
[08.02.2008]

TU Graz 4/ Bauaufgabe :

http://at.tugraz.at/africa/index.php?option=com_content&task=view&id=36&Itemid=62
[08.02.2008]

TU Graz 5/ Planungsgebiet und Umfeld:

http://at.tugraz.at/africa/index.php?option=com_content&task=view&id=19&Itemid=30
[08.02.2008]

TU München 1/ Grundlagen:

http://www.orangefarm-tum.de/index.php?option=com_content&task=view&id=16&I
[29.11.2007]

TU München 2/ Umfeld:

http://www.orangefarm-tum.de/index.php?option=com_content&task=view&id=14&I
[29.11.2007]

TU München 3/ Mitwirkende:

http://www.orangefarm-tum.de/index.php?option=com_content&task=view&id=53&I
[29.11.2007]

TU München 4/ Frontpage:

http://www.orangefarm-tum.de/index.php?option=com_frontpage&Itemid=1 [29.11.2007]

UN Millennium Goals/ United Nations:

<http://www.un.org/millenniumgoals/index.html> [11.01.2008]

ANDERE MATERIALIEN

Kongressprotokoll (Jutta Leithner) 2006:

14. Wiener Architekturkongress "Bottom up. Bauen für eine bessere Welt",
Architekturzentrum Wien, 17. – 19.11.2006

Vorlesungsprotokoll (Jutta Leithner) Wintersemester 2005/06, Universität Wien,
Institut für Kultur- und Sozialanthropologie:

Grünberg, Georg, „Einführung in die Instrumente der Entwicklungszusammenarbeit“,
(Modul ENTOUR)

Vorlesungsprotokoll (Jutta Leithner) Wintersemester 2005/06, Universität Wien,
Institut für Kultur- und Sozialanthropologie

Dabringer, Maria, „Theorie und Praxis der Entwicklungszusammenarbeit im kultur- und
sozialanthropologischen Kontext
(Modul ENTOUR)

INTERVIEWS

Chorherr, Christoph, 2007

Persönliches Interview
26.06.2007

Fattinger, Peter, 2007

Persönliches Interview
04.06.2007

Hesse, Verena, 2007

Schriftliches Interview
04.10.2007

Nikodem, Ursula, 2007

Persönliches Interview
10.08.2007

Radinger, Gregor, 2007
Persönliches Interview
14.05.2007

Rieger-Jandl, Andrea, 2007
Persönliches Interview
24.10.2007

BILDQUELLEN:

Abbildung 1: BAYA KINDERGARTEN, Das Haus
Copyright Gregor Radinger
Seite 49

Abbildung 2: BAYA KINDERGARTEN, Lokale Mitarbeiter
Copyright Gregor Radinger
Seite 49

Abbildung 3: BAYA KINDERGARTEN, Die künftigen „Nutzer“
Copyright Gregor Radinger
Seite 49